Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/wegzurprsidenten21schm

Der

Weg zur Präsidentenwürde

oder

ein Jesuitenzögling.

Historischer Roman

von

Carl Schmeling.

Zweiter Theil:

Der Jesuitenschüler.

Berlin.

Verlag von F. W. Nelte.

(Sparwaldsbrücke Nr. 13)

RBR
Jantz
#209
bd. 2

Zweiter Theil.

Der Jesuitenschüler.

15.

Die Boten.

Der Umfang des Kreises, in welchem die ferner zu erzählenden Ereignisse stattfanden, muß sich nun ein wenig erweitern.

Es wird dies, beiläufig bemerkt, von jetzt ab sogar noch sehr oft und zwar so lange geschehen, bis sein Bogen endlich den Umfang der drei Länder Venezuela, Granada und Ecuador in sich faßt.

Dieses Anschwellen jener Kreislinie oder, besser gesagt, ihre Vervielfachungen, sind den Wasserkreisen zu vergleichen, die ein in das Wasser geworfener Stein um sich in den Wellen des flüssigen Elements spielen läßt.

Was sind aber jene Länder, die sich nach dem Freiheitskampfe durch innere Uneinigkeiten veranlaßt, in drei Staaten trennten, und die sich in diese ein halbes Jahrhundert über sie hin vibrirenden Kreise bannen lassen sollen.

Die Antwort ist leicht und ist schwer, wie man es nun grade nehmen will.

Denn es sind Länder großartig und furchtbar wie die Ereignisse, die auf ihnen stattfanden.

Es sind Distrikte von der Natur geschaffen, um so Furchtbares hervorzubringen, wie sie selbst großartig erscheinen.

Es ist ein Land, weit an Ausdehnung, groß an Contrasten und riesig an Dimensionen in derselben.

Es ist mit einem Worte ein Stück der Welt, welches ohnehin schon verdiente, von Jedermann gekannt zu werden, wenn es auch nicht nothwendig wäre, es zu kennen, um die Fortsetzung unserer Geschichte zu lesen.

Denn Alexander von Humboldt weihete, es zu untersuchen, sein Leben, und brachte von dort, wie er selbst sagt, seine unleserliche Handschrift mit, weil die Ufer des Orinoko seine Armkräfte behielten anstatt seines Lebens, das er zu opfern beabsichtigte.

Ein schätzenswerther Tausch, da uns das erhaltene Leben des berühmten Gelehrten Aufklärungen gegeben, die sonst vielleicht nie der Welt geworden wären.

Wir aber müssen uns diese wenigstens in ihren allgemeinen Umrissen veranschaulichen, um die Ereignisse, welche folgen werden, gehörig zu begreifen.

Betrachten wir deshalb zunächst die Ausdehnung der drei Länder.

Ihr Flächeninhalt beträgt zusammen 57000 Quadratmeilen; also über ein Drittheil desjenigen von Europas.

Doch dies ist, wenn man es überhaupt so nennen kann, auch die einzige Aehnlichkeit, welche es mit Europa hat, oder die Seite nach welcher unser Europa einen Vergleich mit jenem Lande aushält.

Im Uebrigen ist dies Land großartiger wie jedes andere Land der Erde.

Ströme die Meilen breit sind, und Wassermassen in ihrem Bette entlang gleiten lassen, die anderswo Meere bilden, rollen ihre Wogen dem Ocean zu.

Mit ihnen wechseln Savannen, unermeßlich an Weite, ununterbrochen wie die Fläche der Meere, um plötzlich zu enden.

Wo sie aber enden, da steigen mächtige Urwälder aus der Erde empor, oder streben riesige Gebirge zu den Wolken an.

Das Land faßt denjenigen Theil der Cordilleren oder Anden ein, der die Gipfel zählt, welche lange Zeit für die höchsten der Welt galten.

Auch der Chimborasso gehört hierher.

Es gehört ferner hierher das Thal von Quito, eine Hochebene, 9000 Fuß über der Meeresfläche mitten in dem höchsten und wildesten Theile der Anden, in einer Ausdehnung von fünfzig und einer Breite von drei bis vier Meilen.

Das Thal zählt allein sechszehn Vulkane, deren Geringster sich mit den europäischen Vulkanen messen könnte.

Ueber das Klima und andere Eigenthümlichkeiten des Landes haben wir schon gesprochen, und es bleiben nur noch die Erschütterungen des Bodens durch Erdbeben zu erwähnen.

Sie sind fürchterlich, grauenhaft, verheerend und finden nirgend ihres Gleichen.

Einige Aeste der Anden, welche hart an der Küste des stillen Meeres von Norden nach Süden hinziehen, dachen sich nach Osten zu ab.

Hier verlieren sie sich südlich, dicht bewaldet in den gedachten Llanos, und bilden nördlich den fruchtbaren und gut angebauten Strich von Caraccas, zu welchem auch Cumana gehört.

Der Leser wird sich erinnern, daß nach dieser Stadt von Nueva Barcelona aus zwei Boten abgingen.

Der eine dieser Boten war bekanntlich ein Padre des Jesuitenklosters des letzteren Ortes, welcher, als er dem Bruder Pförtner einen Brief gegeben, noch zwei andere für sich behielt.

Er barg diese beiden sorgsam in einer Kutte, als er das Collegium verließ, und schritt über die Plaza der Stadt, an der Festung vorüber.

Da die Hinrichtung den Barcelonern Furcht einflößte, so hatten sie sich in ihre Häuser geflüchtet und die Straßen waren leer als der Jesuit durch dieselben wandelte.

Doch wäre dies auch nicht so gewesen, die Väter erschienen zu oft in den Straßen, um besondere Neugierde zu erwecken, und der Mönch that so unbefangen, daß auch seine Miene gewiß Niemands Aufmerksamkeit erregt haben würde.

Jenes änderte sich jedoch, sobald der Mönch die letzten Häuser oder Villen ostwärts erreicht hatte, woselbst er nach einem, für einen Priester zu wenig einfältigen, für einen Galgenvogel aber zu wenig listigen Blick umher, sich nördlich wandte.

Nach dieser Richtung hin aber lag eine Art Gehöft; ein Gut mit niedrigen langen Ställen und Hürden, ähnlich denen, wie sie eine Hacienda wohl einschlossen.

Dem Kennerauge konnte es nicht entgehen, daß diese Ställe Maulthiere und Maulesel aufzunehmen bestimmt waren, daß sie in ihrer Gesammtmasse eine Stuterei sein mußten, wie sie hier zu Lande bestanden.

Der Eingeweihte aber hätte auch sofort hinzugefügt: daß dies Etablissement eine Züchterei von Maulthieren sei, welche, wie alle Anstalten dieser Art im Lande, irgend einem Kloster angehöre.

Und das war richtig.

Die Ordensregel der Jesuiten verbot, wie diejenigen aller andern Mönchsorden, ihren Mitgliedern eigenen Besitz und Reichthum.

Aber sie gestattete, daß die Klöster Reichthümer besaßen.

Die Klosterregel verbot ferner, daß innerhalb der Klostermauern Reichthümer sich aufgehäuft und aufbewahrt fanden.

Aber sie gestattete, daß dieselben in unmittelbarer Nähe bei den Klöstern waren und durch Mitglieder des Ordens verwaltet wurden.

Daher kam es, daß manches Kloster ähnlich der Burg eines Fürsten, mitten in weiten Ländereien, unter Städten, Dörfern und Weilern lag, die ihm gehörten.

Besonders reich aber waren nach und nach die Jesuitenkollegien geworden, und in ihren Umgebungen lagen meistens die Hülfsquellen zu den Unternehmungen der Padres.

So auch hier.

Das Kollegium zu Nueva Barcelona besaß seine Villen in der Stadt und der Umgebung.

Es besaß seine Wiesen, seine Meiereien und Güter.

Es besaß auch das Gestüt, von welchem bereits gesprochen, um dort die Maulthiere zum Gebrauche der Padres zu ziehen, so wie andere, welche verkauft wurden, um die Klosterkasse füllen zu helfen.

Als der Mönch bis an das Thor dieses ziemlich umfangreichen Gehöftes gelangt war, warf er noch einen, der von uns bereits bezeichneten Blicke rückwärts und trat schnell ein.

Auf dem Hofe aber begegnete ihm ein Mensch, von dem es schwer zu sagen gewesen wäre, ob derselbe ein Eingeborner, das heißt ein Mulatte oder ein Europäer war.

Seine Farbe schien das Erstere, seine Körperbildung das Letztere zu verrathen.

Doch ob das Eine oder das Andere, so wie er den Priester erblickte, verneigte er sich wie Jemand, der plötzlich einem höhern Vorgesetzten gegenüber steht und schien dessen Befehle erwarten zu wollen.

„Gott zum Gruß, Miguel!“ sagte der Priester, indem er eine Handbewegung machte, als wolle er den Mann, der sich so unzweifelhaft als sein Diener benahm, segnen.

„Gratias!“ entgegnete dieser, und verneigte sich noch tiefer.

„Gieb mir ein flinkes Maulthier, Miguel!“ fuhr der Mönch fort, „aber beeile Dich!“

„Ich gehorche!“ rief der Mann und eilte wirklich.

Nach zwei Sekunden zog derselbe ein junges, fast milchweißes Thier aus dem Stalle, und der Mönch lächelte beifällig.

Ohne daß Beide noch ein Wort hinzufügten, sondern nur ein stummes Kopfnicken wechselten, stieg der Priester in den Sattel, auf welchen er sich nach Art der Damen setzte.

Dann ritt er vom Hofe und schlug den Weg nach Nordosten oder Cumana ein, auf welchem er zuvörderst ganz gemächlich hintrabte.

Dies was der erste Bote.

Der andere oder vielmehr, da es noch einen dritten gab, der vierte uns bekannte Bote war Marino.

Doch wir müssen der Reihenfolge nach gehen.

Als der Marquis Oberrichter von der Marquise Isabella Valeria entlassen war und gedrückt über die Plaza nach seiner Villa eilte, woselbst er seit einigen Tagen nicht gewesen, fühlte er sich so halb und halb vernichtet.

Er war es ganz, als er in sein Kabinet trat, und warf sich deshalb in oder auf eine Art von Ruhebett, welches zugleich als Sopha dienen konnte.

Ohne daß er bisher einen Laut von sich gegeben, griff er jetzt mit beiden Händen nach seinem Kopfe und stieß einen tiefen Seufzer aus.

Dachte er etwa nach?

Keineswegs, denn neben dem dumpfen Gefühl, daß er überlistet worden, waren es nur Reflexionen seiner Phantasie, welche sich gegenwärtig bei ihm geltend machten.

Diese Bilder sollten indessen bald verscheucht werden.

Ein Neger hatte ihn eingelassen, ohne durch seine Erscheinung dieselben zu unterbrechen oder die Aufmerksamkeit des Herrn zu erregen.

Ein weißer Diener erschien jetzt ungerufen und brachte diese Wirkung hervor, so daß der Marquis aufsprang.

Dieser Mann erschien wie eine Art Halbsoldat, oder wie ein

Soldat, der sich nur momentan seines Standes entschlagen, aber bereit war, jeder Zeit denselben wieder anzunehmen.

Er war groß, schlank aber kräftig, steif mit einem ernsten kalten Gesichte, und wie seine Haltung waren seine Bewegungen abgemessen.

Er schien kaum auf den Marquis und gar nicht auf dessen Gemüthsbewegung zu achten, sondern sagte, ohne lauten oder stummen Gruß ohne Veränderung der Miene einfach:

„Befehlen Sennor Etwas?"

„Ah Julio!" versetzte Jener, „Du zurück?"

„Ja, Sennor!"

„Gut, gut, von deiner Sendung ein Andermal, wenn Du nicht etwas Besonderes bringst!"

„Ich habe die Aufträge ausgerichtet, Sennor, und der Bescheid ist hier!"

Der Mann, den man nicht Diener nennen konnte, weil er einem solchen nicht glich, den man jetzt auch nicht für einen Soldaten gelten lassen durfte, weil er die äußern Zeichen eines solchen gegenwärtig nicht an sich trug, langte mit derselben Ruhe, welche jeder seiner Bewegungen charakterisirte, ein Schreiben hervor und hielt es dem Marquis hin.

Dieser ergriff dasselbe ebenso heftig wie jener ihm dasselbe kaltblütig reichte und erbrach es.

Schon bei den ersten Zeilen desselben erglänzten seine Augen.

Als er das Schreiben ganz gelesen, hatten auch seine Züge wieder Farbe angenommen und er schien wie verwandelt zu sein.

„Das ist gut!" rief er. „Ja Julio, sattle Dein Pferd!"

Der Marquis hatte bei diesen Worten durchaus dem vor ihm stehenden Manne keinen Blick weiter zugeworfen, und dieser gab dagegen keine Antwort auf seine Weisung.

Er wendete sich vielmehr um und schritt hinaus, wie Jemand, der vollkommen weiß was er zu thun hat.

„Das ist gut!" wiederholte der Marquis, „Donna Exellenza —"

Er hielt jedoch plötzlich inne und legte die linke Hand abermals an die Stirne, während er den empfangenen Brief in seiner rechten hielt.

„— aber dies Weib!" fuhr er sinnend fort, „dies Weib ist zu Allem fähig!"

Vielleicht zwei Minuten blieb der Marquis in der von ihm angenommenen Stellung.

Dann hob er langsam das in seiner Hand befindliche Schreiben in die Höhe und las:

„— Godoi hält die Zügel der Regierung fester denn je in seinen Händen, weshalb wir nichts zu fürchten haben —"

Der Marquis ließ das Schreiben wieder sinken und sagte langsam:

„Es wird gehen!"

Nach und nach legten sich hiernach seine Züge wieder regelmäßig an einander und endlich, nachdem sie einen wirklichen Anstrich ruhiger Ueberlegung gewonnen, rief er entschlossen.

„Es muß gehen!"

Don Rovierez warf hiernach das Schreiben, welches eben noch in seinen Händen befindlich gewesen, auf einen Tisch in der Nähe der Thüre und trat an ein Pult, welches sich neben dem Fenster befand.

Einige Zeit hindurch erfüllte das Zimmer nur das Knistern einer Feder, welche schnell über das Papier hinglitt.

Daß dies aber schnell geschah, ging daraus hervor, weil sich die Fläche des Papieres immer mehr mit schwarzen Zeichen bedeckte, die wir Buchstaben nennen, welche nur von sehr kurzen dem Nachdenken gewidmeten Momenten unterbrochen aus der Feder flossen.

Während dies geschah, öffnete sich leise die Thüre und der Schall eines Trittes begleitete das Schließen desselben.

„Gleich!" rief der Marquis, ohne hinter sich zu sehen.

Es erfolgte keine Antwort und Rovierez schrieb weiter.

Nach vielleicht fünf oder sechs Sekunden machte seine Hand einen noch schnelleren Zug, als diejenige Bewegung gewesen, welche sie bisher ausgeführt.

Dieser Zug war zugleich kräftiger wie jene, was zur Folge hatte, daß er sich auch stärker auf dem Papier abdrückte und da er tief unter der Schrift vereinzelt und allein stand, so mußte dies der Name, so mußte mit dem Namenszug der Brief beendigt sein.

Der Marquis hielt einen Augenblick inne und es schien als ob er das Geschriebene überlesen wolle.

Er that solches jedoch nicht und der Ausdruck, welchen seine

Züge annahmen, als sein Auge über die vor kurzem noch weiße Fläche des Papiers flog, schien eher anzudeuten, daß er sich nur einen Moment der Ruhe nach heftiger Aufregung gönne.

Dann wendete er sich schnell um, und es schien bereits ein Wort auf seiner Zunge zu schweben.

Aber das Wort blieb hängen wo es hing und der Marquis erschrak, als er auf denjenigen sah, der erst hereingekommen war und um ihn nicht zu stören geschwiegen hatte.

Rovierez erschien wie ein auf der That ertappter Verbrecher und erbleichte.

Zwar dauerte dies alles nur einen Moment und der Marquis gewann bis auf die Farbe schnell seine Fassung wieder, erstere aber kehrte nicht wieder.

„Was giebts?" fragte er, halb strenge, halb zornig mit bebender Stimme.

„Verzeihung, Sennor!" sagte der Eingetretene, welcher Niemand anders, als der Leib-Alguazil des Gouverneurs war. Exellenza lassen den Herrn Oberrichter bitten, heute Abend zu einer wichtigen Berathung in den Privat-Appartements des Herrn Gouverneurs zu erscheinen.

Der Marquis schnellte sich ein Wenig zurück und antwortete vornehm:

„Ich werde nicht ermangeln!"

Der Alguazil verbeugte sich und wollte gehen.

„Man empfehle mich Exellenza!" fügte Rovierez hinzu.

Der Alguazil verbeugte sich zum zweiten Male und ging wirklich, während der Diener des Marquis gestiefelt und gespornt einen Korbdegen an der Seite und einen Hut in der Hand in das Zimmer trat.

„Verdammt!" rief der Richter „wer ließ den Menschen ein?

„Ich weiß es nicht! antwortete jener, ganz wie vorhin.

„Doch gleich viel!" brummte der Marquis und trat wieder zu dem Pulte.

Er faltete hier schnell und mit sicherer Hand das Schreiben zusammen, siegelte es und schrieb die Adresse, welche ziemlich lang war.

Als er dieselbe demnächst noch einige Zeit betrachtet, übergab er

ohne ein Wort den Brief jenem Manne, der jetzt völlig wie ein Soldat aussah.

Dieser warf einen Blick darauf und einen andern auf seinen Herrn.

Der Herr nickte mit dem Kopfe und jener schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

Bevor er jedoch hiermit zu Stande kommen konnte, hatte sich der Marquis zu dem Tische gewendet, auf welchen er das Schreiben gelegt.

Es war fort.

„Julio!“ rief er stutzend „wo blieb der Brief!“

Der Diener oder Soldat wendete sich wieder um und hielt dem Marquis das empfangene Schreiben entgegen.

So kalt und mit so wenig Beobachtungsgabe jedoch auch dieser Mensch ausgerüstet zu sein schien, er sah sofort, daß dies Schreiben nicht gemeint sei.

Er sah es nicht, sondern er las es in den Augen seines Herrn.

Ehe derselbe daher noch seine verneinende Gebehrde beendete, sagte er:

„Jenes andere? ich weiß es nicht, Sennor!“

„Nun schon gut!“ rief der Marquis unwillig „es wird sich finden!“

Er machte dabei eine heftige Bewegung mit der Hand, welche jedenfalls soviel bedeutete, als daß der Soldat entlassen sei.

Dies war der zweite Bote.

Folgen wir nun aber zunächst, während der Marquis fortfuhr, das Schreiben zu suchen, welches, wie er meinte, sich wiederfinden sollte, was sich aber nicht fand, weil es bereits Jemand gefunden, oder besser gesagt, genommen hatte, diesem zweiten Boten.

Ohne eine Anmerkung über das Benehmen seines Herrn oder was es sonst war, über seine Lippen kommen zu lassen und ohne auch nur in seinen Gesichtszügen zu zeigen, daß etwas derartiges sein Inneres bewege, schritt der Mann in den Hof.

Hier hielt ein Negerknabe, welcher von Schmutz starrte, ein schönes Andalusisches Pferd, das sauber, rein und glänzend war, sich aber ebenso sehr vor dem Jungen, wie dieser für jenes, zu ängstigen schien.

Dagegen wieherte es freundlich, sobald der klirrende Tritt Julio's auf den Stufen der Freitreppe erschallte.

Der Mann nahm den Zügel aus der Hand des Jungen, welcher schnell ein halbes Dutzend Schritte zurücksprang, um dann neugierig stehen zu bleiben und warf ihn über den Hals des Pferdes.

Er setzte ferner seinen Fuß mit jener Gemächlichkeit alter Reiter in den Bügel, die nichts destoweniger Sicherheit und Gewandheit verräth.

Dann schwang er sich, wie es schien, ohne Anstrengung in den Sattel.

Das Roß wieherte zum zweiten Male.

Erst jetzt steckte er das ihm übergebene Schreiben fort und ritt zum Thore hinaus.

Auch er warf, sobald der Huf seines Pferdes die gerammte Erde der Plaza trat, einen Blick umher.

Jedoch dieser Blick war nicht scheu und ängstlich, wie der unseres ersten Boten, sondern wenn auch kalt doch stolz, wenn auch ruhig doch kühn und eines ächten Spaniers würdig.

Ebenso war seine Haltung.

Die rechte Hand auf die Hüfte gestemmt, während die Zügelfaust halb nachlässig halb kokett in jener zierlichen Schwebe getragen ward, die den vollkommenen Reiter andeutet, war sein Sitz tadellos wie sein Roß.

Roß und Reiter zeigten ein Bild, wie man sie nur selten sieht, und man durfte sagen, was den Anfang betraf, hatte der Oberrichter seinen Boten besser gewählt wie der Profeß des Jesuitenkollegiums.

Der Leser möge aber hiernach auf die Zeit wieder sein Augenmerk richten.

Julio ritt um sechs Uhr Nachmittags, also um eine halbe Stunde später ab als der Mönch, welcher um fünf ein halb Uhr abgeritten war.

Während aber jener auf seinem Maulthier nur trabte, ließ dagegen der zweite Bote oder der Soldat seinen muthigen Spanier, so wie er die Stadt hinter sich hatte angalloppiren.

Dies mußte den Vorsprung des Mönchs verringern und den Raum zwischen ihnen, vermindern.

Da aber ihr Weg derselbe war, mußten sie sich nicht allein dadurch nähern, sondern auch wirklich treffen, was sehr bald geschah.

Nach einer Stunde schon sah der Soldat einen Reiter vor sich und der Mönch einen Reiter hinter sich.

Der Stand der Männer bedingte verschiedenes Handeln unter diesen Umständen und der Leser wird kaum noch zweifelhaft sein können, was erfolgte.

Der Mönch parirte sein Thier und ließ es Schritt gehen, der Soldat galloppirte stärker.

Der Mönch, den sein Stand und das Kleid desselben zunächst schützen mußte, dachte furchtsam:

„Wer kann dies sein?"

Der Soldat, welcher keines andern Schutzes bedurfte, als des eigenen, sagte gleichgültig:

„Es ist ein Reiter!"

Der letztere holte jenen ein.

Was die Jesuiten von den Spaniern und diese von den Padres zu halten hatten, wußten beide Theile.

Das Zusammentreffen unserer Reiter war denn auch demgemäß; und der Soldat murmelte mit einem verächtlichen Lächeln:

„Ein Jesuit."

Der Mönch flüsterte resignirt.

„Ein Soldat."

Dann jedoch mochten wohl Beide eingedenk des Spruches der Bibel werden, welcher zwei Wanderern auf einsamer Straße gebietet, Friede zu halten.

Julio lüftete daher seinen Hut und sagte leichthin:

„Gott zum Gruß, mein Vater!"

Der Mönch verneigte sich dagegen demüthig und erwiderte:

„Des Herrn Segen sei mit Euch, mein Sohn!"

Beide kamen bei diesen Worten so weit zurück und vorwärts, oder vielmehr, da dieser Satz jede Logik aufheben würde, in ein solches Verhältniß, daß ihre Thiere auf gleicher Höhe sich befanden.

Der Spanier verhielt sein Pferd.

Nach einem schnellen Blicke, den sie dabei austauschten und der einen Jeden von ihnen weniger befriedigte als in seiner Vermuthung bestärkte, begann Julio von Neuem:

„Wohin reist Ihr, mein Vater!"

„Meine Reise geht weit von hier, mein Sohn!"

„Ei, der Henker, ich denke auch weit zu reisen!"

Der Mönch lächelte.

„Die Reisen der Kinder dieser Welt!" sagte er ausweichend „haben stets ein irdisches Ziel, das unsrige ist dort!"

Er deutete dabei nach oben.

Der Soldat lachte.

„Ah, ihr meint!" rief er wider seine Gewohnheit, immer noch lachend, „das endliche Ziel, nun gut, ich gestehe, daß ich auf dieser Reise noch nicht bis nach dorthin zu gelangen hoffe!"

„Aber alle müssen diesen Weg einst wandeln, und wann, weiß Niemand!"

„Das klingt feierlich, doch wenn man nach einigen Umständen schließen darf, was ich mir allerdings herausnehmen möchte, so dürftet auch Ihr diesen Weg zwischen-heute und morgen noch nicht wandeln."

„Wer kann es wissen!" sagte der Priester.

Der Soldat lachte immer noch und es war ersichtlich, daß das Gewand seines nunmehrigen Reisegesellschafters ihn so sehr von seiner Natur abweichen ließ.

Er antwortete:

„Nun gleichviel, doch sagt mir, wenn Ihr heute und morgen noch zu den Bewohnern dieser Welt gehört, wohin wird Eure irdische Reise gehen?"

Mit der unbefangenen Heiterkeit des Soldaten aber war jene leichtsinnige Gleichgültigkeit verbunden, welche ihn nur vorsichtig macht, so lange noch Gefahr zu befürchten ist.

Dies gab dem Padre Gelegenheit, ihn genauer zu beobachten.

Noch hiermit beschäftigt, antwortete er endlich zögernd:

„Ich gehe nach Cumana, mein Sohn!"

„Ah, das trifft sich ja herrlich!" rief jener, „Cumana ist auch das Ziel meiner Reise, und wenn Euer Maulthier sonst aushält" —

„Mein Thier ist gut!"

„Schön, so können wir den Weg bis dahin zusammen zurücklegen!"

„Das soll mich freuen, auch auf dem vereinsamten Wege kann man das Wort Gottes —"

„Halt, halt, Freund Pater!“ rief der Soldat, „da muß ich eine Bedingung machen, nicht zu viel von Eurem Worte Gottes, dagegen ein Wenig mehr von der Beschaffenheit und den Verhältnissen des Landes, denn ich muß gestehen, wenn ich auch im erstern nicht sehr bewandert bin, so bin ich es doch im letztern noch weniger, wogegen Ihr hier gewiß einheimisch seid!“

„Ich bin ein Kreole!“ sagte der Mönch nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit.

Der Soldat, welcher immer noch lachte, wenn er nicht sprach, erwiderte:

„Nun gut, so belehrt mich!“

„Wir Diener des Herrn, sind auch Diener des Menschen, ich gehorche Euch!“ antwortete der Priester.

Lassen wir indessen die beiden Reisegefährten, den ernsten Soldaten, welcher jetzt plötzlich lachen konnte, und den Priester, welcher ihn belehren wollte, ihre Unterhaltung und ihre Reise einstweilen bei dem Sinken des Tages weiter fortsetzen, um uns nach dem dritten Boten umzusehen.

Wir kennen diesen wiederum und es wird gewiß Jeder überzeugt sein, daß sein Auftrag nur zum Scheine gegeben, oder vielmehr, daß mit demselben weiß Gott was beabsichtigt war, jedoch nur nicht, daß er ausgeführt werde.

Das konnte Marino indessen nicht wissen, obgleich er so falsches Spiel mit den Jesuiten spielte, wie diese mit ihm.

Ja eben deswegen verdoppelte sich vielleicht sein Eifer, den erhaltenen Auftrag auszuführen, damit er sein Spiel verdecke, wie es die Jesuiten geheim hielten, was er ebenfalls nicht wußte, während jene schon von seiner Untreue überzeugt waren.

Doch mit den Jüngern der Gesellschaft Jesu konnte sich nicht leicht Jemand messen; am allerwenigsten aber Marino der mehr feurig und grade, als kalt und schlau war.

Indessen zeugte es wenigstens von einer richtigen Folgerung hinsichtlich seiner Absichten, den Vätern was er angeordnet geheim zu halten, daß er selbst sich mit dem erhaltenen Schreiben nach Cumana aufmachte.

Denn die Llaneros waren keineswegs so gehorsam, daß sie einer erhaltenen Weisung auf die Dauer folgen mochten.

Es vertrug sich also sehr gut, daß er ihnen konnte den Befehl ertheilt haben, nichts zu unternehmen und daß sie José doch befreiten.

War er aber nicht zugegen, so konnte er auch nicht verantwortlich gemacht werden, für das, was geschah und dies mußte ihn schuldlos und mit den Padres im guten Einvernehmen erhalten.

Das war es was Marino wollte und auch ungefähr das, was er flüchtig dachte, als er sich im schnellsten Galopp von den Llaneros entfernte.

Marino aber durfte auch nicht so reisen, wie jene andern beiden Boten, denn er war geächtet.

Nächst dem starken Gange, welchen er sein Pferd einschlagen ließ, machte er daher auch noch einen kleinen Umweg, indem er südlich und östlich um Nueva Barcelona ritt.

Wie schon früher bemerkt, lief die Straße von Cumana nach Nordosten.

Marino mußte sie also erreichen, wenn er sich später nordwärts dirigirte, was er auch zunächst that und jenes geschah vielleicht eine halbe Stunde, nachdem er die Llaneros verlassen.

Eine weitere halbe Stunde später, sah er bei dem hellen Mondscheine wenig mehr von Barcelona, als die Lichter, welche von dorther eine Zeitlang durch die Nacht glitzerten.

Er ließ indessen sein Steppenroß unausgesetzt im flotten Galopp dahinfliegen.

Der Vorsprung, welchen die andern beiden Reisenden vor ihm hatten, war bedeutend, denn er betrug mehrere Stunden.

Aber da jene, nachdem sie sich in eine Unterhaltung vertieft, stets im Schritt blieben, während Marino davonflog, so mußte er sich ihnen unbedingt nähern.

Marino hatte dies nach einigen Stunden vielleicht auf eine Viertel-Meile gethan und sein Pferd spitzte die Ohren.

Obgleich diese Bewegung unmerklich war, so entging dieselbe dem Reiter dennoch nicht und er verkürzte die Gangart des Pferdes.

Das Thier aber behielt die Ohren gespitzt, ohne indessen das Schnauben der Furcht vernehmen zu lassen.

Marino folgte der Richtung der Ohren des Pferdes und murmelte aufmerksam spähend:

„Nun — was giebts?“

Die Sprache des Pferdes blieb dieselbe, es zeigte keine Furcht aber Aufmerksamkeit.

„Also Raubthiere nicht!“ fuhr der junge Mann fort, „so sind es Reisende! hm!“

Er warf noch einen zweiten Blick nach vorne und faßte dann nach seinen Pistolen, ob sie sich noch im Sattel befänden und nach seinem Messer, ob es noch am alten Platze sei.

Weitere Besorgnisse zeigte er indessen nicht.

Denn wenn auch schon Reisende in diesen Wüsten nicht zu häufig waren, so gab es ihrer doch, und wenn es auch bereits spät war, so reiste man ja hier eben so oft bei Nacht, wie bei Tage.

Die mondhelle Nacht war wohl dazu geeignet, weiter zu ziehen und halb beruhigt sprengte Marino sein Pferd wieder an.

Indessen ließ sich nicht verkennen, daß er von Zeit zu Zeit vorsichtig den Horizont musterte.

Auf dem Wege von Nueva Barcelona nach Cumana gab es übrigens zu jener Zeit wenig Ortschaften, am wenigsten aber auf der ersten Hälfte desselben.

Marino, der das Land genau kannte, wußte, daß sich auf eine Strecke von fünfzehn Meilen keine Hacienda befinde.

Er hatte also vollkommen Recht, zu der Vermuthung, daß sich Reisende vor ihm befinden mußten.

„Aber wer sind diese Reisenden?“ fragte er sich, nachdem er sein Pferd wieder angesprengt.

„Gleichviel!“ antwortete er selbst „sie können höchstens zu Pferde sein, ich bin es indessen auch!“

Daß diese Worte mit Rücksicht auf die Güte seines Thieres gesprochen wurden, versteht sich von selbst.

Halb zufrieden dadurch, daß er Menschen vor sich habe, schien der junge Mann es ganz zu sein, als er bedacht, wie er hinsichtlich der Schnelligkeit Jedem gleich gestellt sei.

Er ritt immer weiter.

Nach fünf Minuten endlich begannen die Ohren des Pferdes, welche bisher steif nach vorne zustanden, abwechselnd vor und zurückzugehen und Marino erblickte vor sich eine dunkle Masse in dem

hellen Mondlichte, welches der Luft demungeachtet nicht die Dichtigkeit nehmen konnte.

„Ach endlich!“ rief er leise.

Marino nahm die Zügel kürzer und sein Pferd kräftiger zwischen beide Schenkel; aber er verkürzte den Gang desselben nicht.

Nächst den Formen ohne Umrisse, welche er erblickte, vernahm der junge Mann jetzt auch Laute und diese Laute hörten sich an wie Lachen.

„So —!“ dachte er „man ist heiter, desto besser!“

Doch plötzlich schwieg das Lachen und jene Masse trennte sich.

Dann jedoch hörte Marino die reinen spanischen Worte:

„Der Teufel, es kommt Jemand!“

Marino war jetzt nahe genug heran und auch er hätte fast gelacht, als er in einem der Reiter eine Kutte erkannte; es schien ihm jetzt keine Ursache mehr zur Besorgniß vorhanden zu sein.

„Ja wohl, meine Herrn, es kommt Jemand!“ rief er „doch seid ohne Furcht!“

„Der Herr segne Euch!“ sagte der Mönch.

„Zum Teufel, wir haben keine Furcht!“ grollte der Soldat.

Marino ließ sein Pferd noch einige letzte Sprünge machen und befand sich dann neben den beiden Reisegefährten; er ritt auf der rechten Seite des Mönchs, jener andere Reiter auf der linken Seite desselben.

Obwohl der junge Mann die Aeußerungen Beider gehört hatte, antwortete er, oder richtiger gesagt, erwiderte er doch nicht sofort ihre Grüße.

Er warf vielmehr einen forschenden Blick auf jene, wie jene auf ihn.

Dann jedoch rief Marino:

„Ah, mein Pater —“

Der Mönch ließ ihn indessen nicht ausreden, sondern rief, als sei er ebenfalls überrascht:

„Wie, Giacomo — hat sich Euer Vieh verlaufen, daß man Euch so weit von Eurer Hacienda trifft?“

Die Bekanntschaft der Beiden hatte den dritten Reisegefährten einen Moment stutzen lassen.

Die Anrede des Mönchs machte es, daß dies auch bei Marino der Fall war.

Er ging indessen so leicht auf die Absichten des Mönchs ein, als er dieselben begriff, und sagte anscheinend unbefangen:

„Das nicht, heiliger Padre, ich bin unterweges, mir neues zu kaufen!"

Jedoch eine zweite Musterung des Mannes, der durch den Priester von ihm getrennt wurde, bewies, daß es mit dieser Unbefangenheit nicht weit her war, was übrigens bei einem geächteten Flüchtlinge ganz natürlich erscheinen mußte.

Weniger Grund zur Besorgniß schien der Soldat zu haben.

Denn es war etwas zu Natürliches, daß sich zwei bekannte Eingeborne auf der Straße trafen, um so mehr, wenn einer derselben dem Priesterstande angehörte.

Dennoch aber hatte er aufgehört zu lachen, um nicht wieder anzufangen und schien beobachten zu wollen.

Nur der Mönch blieb, wie er sich vorhin gezeigt, ruhig und versuchte, eine Unterhaltung in den Gang zu bringen.

Da ihm dies aber nicht gelang, wenigstens nicht so gelingen wollte, wie er es vielleicht beabsichtigte, so begann er die erst durch Marinos Ankunft unterbrochene Erklärung der Verhältnisse des Landes von Neuem.

Gleichsam zur Erläuterung, warum dies geschehen, unterbrach er sich nach den ersten Paar Sätzen und sagte zu Marino:

„Der Herr ist ein Spanier!"

„Mein Compliment, Sennor!" erwiderte der junge Mann.

Jener verbeugte sich kalt.

„Und", fuhr der Mönch fort, „da er zwar nicht einheimisch, sich doch lange hier aufhalten wird —"

„Oh, mein Padre, davon sagte ich nichts!"

„Nicht? ich glaubte — nun da er sich nur kurze Zeit hier aufhalten wird —"

„Zum Henker, das eine wie das andere weiß ich selbst nicht, Priester!"

„Ah so — er ist also hier unbekannt und wünscht sich mit den Sitten und anderen Verhältnissen des Landes vertraut zu machen."

„Das ist stets die Absicht der Herren Spanier!“ sagte Marino nicht ohne Bitterkeit.

Der Spanier schoß dem Sprecher einen Blick zu, welcher im Mondschein blitzte; wenn er aber die Absicht hatte zu reden, so kam ihm der Mönch dadurch zuvor, daß er sagte:

„Und eine löbliche Absicht darf man sagen, da unser Vaterland der Welt noch so wenig bekannt ist!“

„Ach ja, das könnte wahr sein!“ meinte der junge Creole „doch wie lange befindet sich Sennor schon hier?“

Marino ließ bei dieser Frage sein Pferd um so viel schneller reiten, daß es eine Kopfeslänge dem Maulthier des Mönches voraus war, wodurch er andeutete, daß die erstere direkt an den Spanier gerichtet sei.

Dieser verstand vollkommen und that zum Zeichen, daß solches der Fall sei, dasselbe.

Die beiden Männer konnten sich somit völlig ohne theilweise durch den Körper des Jesuiten verdeckt zu sein, sehen, was auch ihre Absicht zu sein schien.

Der Priester aber ließ sein Haupt sinken und sie gewähren.

Bei der kurzen Prüfung aber, welche die Männer jetzt zum dritten Male vornahmen, schien Niemand befriedigt zu sein, denn Marino überzeugte sich, daß er nie den Spanier, und dieser, daß er den Creolen noch nicht gesehen.

Doch wenn man auch nicht befriedigt war, schien man doch beruhigt.

Der Spanier beantwortete die Frage Marino's nach kurzem Zaudern durch die Worte:

„Ich befinde mich seit vier Wochen im Lande!“

„Und reist bereits wieder ab!“

„Oh keineswegs, ich gehe nur nach Cumana!“

„Nach Cumana, Ah!“

„Weshalb seid Ihr verwundert?“

„Ich gehe ebenfalls dahin!“

„So — das trifft sich ja gut, auch unser ehrwürdiger Vater geht dorthin!

„Wie — auch Ihr?“

„Auch ich, mein Sohn!“ antwortete der Mönch.

„Wollt Ihr auch etwa Vieh kaufen!“

„Ich habe Geschäfte des Ordens dort zu verrichten!“

„So, so, aber Ihr Sennor Spanier?“

Der Spanier lachte; er schien indessen durch diese naiven Fragen des neuen Gesellschafters völlig beruhigt zu werden.

„Glaubt Ihr denn!“ sagte er, „daß Cumana einzig und allein ein Viehmarkt ist?“

„Nun was sonst und was könnten es anders für Geschäfte sein die dorthin rufen, als Stiere oder Pferde zu kaufen und verkaufen; Ihr müßt wissen, ich verkaufe auch!“

„So so!“

„Ich wäre neugierig, zu wissen, was Ihr sonst dort wolltet!“

„Hm, neugierig seid Ihr, daß ist wahr!“

„Verzeiht Sennor!“

„Aber wenn es Euch interessirt, so mögt Ihr wissen, daß ich einen Auftrag in Cumana auszurichten habe!“

„Ei mündlich!“ —

„Zum Henker, wenn Ihr nicht so verzweifelt dumm früget, würde ich Euch für einen Inquirenten halten; doch gleichviel, mein Auftrag besteht darin, ein Schreiben zu überbringen!“

Der Mönch hob den Kopf.

„Und an wen ist das Schreiben gerichtet?“ fragte Marino schnell.

„Madre de dios!“ rief der Spanier ärgerlich „jetzt hört bald auf!“

Er schien erst nicht weiter antworten zu wollen, doch dann richtete er sich stolz auf und sagte:

„Der Name des Empfängers ist Monteverde!“

Der Jesuit ließ sein Haupt wieder sinken.

Marino dagegen murrte:

„Madre de Dios, wie Du sagst Hund, das ist wichtig!“

Laut aber fügte er hinzu.

„Verzeiht, ich kenne den Mann nicht!“

Bevor aber noch der Spanier, der durch solche Achtungslosigkeit gegen die Regierung empört, vielleicht eine bissige Antwort gegeben hätte, solche hervorbringen konnte, fragte der Padre:

„Exellenza ist zurück von Caraccas?"

„Seit acht Tagen, mein Vater!"

Nach diesen Worten stockte das Gespräch der drei Reisenden und die beiden Männer zu Pferde ritten wieder auf gleicher Höhe mit dem Priester auf dem bescheidenern Maulthiere.

Hatten sich alle drei entschlossen die Reise gemeinschaftlich zu machen?

Es war vielleicht die Frage, welche sie gegenwärtig beschäftigte und dies war natürlich.

Denn der Spanier, welcher geplaudert hatte nicht wie ein Schwätzer sondern wie ein Mensch, welcher ärgerlich Antworten giebt, um einen Dummkopf los zu werden, hatte das unbehagliche Gefühl desjenigen, welcher überlistet worden, ohne daß er eigentlich wußte wie.

Ihm mochte es wohl als das Rathsamste erscheinen, daß er seine Reise beschleunige.

Marino dagegen, der außer seiner Person immer die Sache, welcher er diente, im Auge hatte, vergaß einstweilen die Person und überlegte, ob er für die Sache weiter gehen dürfe, ohne sich und diese zu verrathen.

Er vermuthete Bedeutendes hinter dem Auftrage des Soldaten und war halb und halb entschlossen nicht von dessen Fersen zu weichen.

Was aber er nur unklar fühlte, das war bei dem Mönche vollständige Gewißheit, und worüber der junge Abentheurer nicht zum Entschlusse kommen konnte, das stand bei dem Jesuiten bereits fest:

Er mußte sich nämlich in Besitz des Schreibens an den General-Capitain des Gouvernements Cumana, General-Lieutenant von Monteverde setzen und nur die Art, auf welche es geschehen könne, war ihm noch nicht recht klar.

Das waren, wie gesagt vielleicht die Gedanken der drei Reisenden, vielleicht aber auch nicht.

Denn was diese Annahme rechtfertigen könnte, sind nur die spätern Handlungen der drei Boten, welche indessen auch eben so gut die Folge anderer Zufälligkeiten, als der reifen Ueberlegung sein mochten.

Gleichviel jedoch, es ist wenigstens gewiß, daß sie lange nicht mit einander sprachen, und weil sie es nicht thaten, so überlegten sie

bestimmt, ihrem Fassungsvermögen und ihrem Ziele gemäß, was uns befriedigen muß.

Während des letzten Gespräches der drei Männer aber, und während ihres anhaltenden spätern Schweigens, waren die letzten Stunden vor Mitternacht verstrichen.

Der Mond, welcher im Norden seinen Höhepunkt erreicht hatte, begann wieder zu sinken und über die Ebene legte sich von Zeit zu Zeit, oder lag vielmehr schon von Strecke zu Strecke eine weiße Wolke.

Es war der Nebel, welcher aufstieg, um sich mit dem Morgenthaue zu verbinden, in welcher Vermischung er sich beim Aufgange der Sonne als Millionen von Perlen an die Gräser der Steppe hängt.

Dies ist die Zeit der Rast für Reisende in den Llanos, weil ihre Thiere von Mitternacht bis zum Morgen Hunger und Durst zugleich stillen können.

Auch unsere drei Boten dachten daran Halt zu machen.

Marino aber war der Erste, welcher es aussprach, daß die Zeit dazu gekommen, wonach er sein Pferd parirte.

Auch der Mönch und der Soldat thaten es und man stieg zur Erde.

Bei der Stimmung der drei Personen gegen einander ist es natürlich, daß jetzt eine Zeit eintreten mußte, welche sie aufforderte, auf ihrer Hut zu sein.

Die beiden Weltbürger verhehlten ihr Mißtrauen schlecht; der Mann Gottes schien keins zu hegen.

Er war daher der erste, welcher sein Thier abzäumte, ihm die Vorderbeine fesselte und es dann gehen ließ, um sich nach Belieben zu ruhen oder zu sättigen.

Zögernd folgten seine beiden Begleiter und die Pferde, als seien sie von dem Mißtrauen der Herren angeklagt, schnappten einige Male mit angelegten Ohren nach einander um sich dann nach links und rechts auseinander zu wenden.

Der Soldat und der Creole hatten ihre Pistolen aus dem Sattel genommen; der Mönch schien keine Waffe zu haben.

Dennoch konnte er seine beiden Begleiter momentan entwaffnen und zwar durch sein Gebet.

Der Jesuit kniete nieder und betete den Rosenkranz ab; er sprach dann noch ein lateinisches Gebet und ertheilte seinen Reisegefährten den Segen.

Das Gebet, die feierliche Stimme des Priesters machen überall einen bedeutenden Eindruck.

In feierlicher Stille, unter dem unermeßlichen Gewölbe des größten Domes, unter welchem Gott verehrt werden kann, des Himmelsdomes, aber läßt dasselbe auch das roheste Gemüth nicht unberührt.

Unwillkürlich hatten die beiden Begleiter des Priesters ihre Waffen aus den Händen gelegt, um sie zu falten, und unbeweglich standen sie, bis er geendet.

Solches war geschehen, und nach einem kargen Abendessen, zu welchem jeder schweigend das Wenige, was er besaß, beisteuerte, wie es schweigend verzehrt wurde, bereitete man sich zur Ruhe vor.

Der Mönch wickelte sich in seine Kutte und legte sich zuerst auf den Boden.

Es schien ein Uebereinkommen zu sein, daß er sich stets zwischen den andern beiden Reisenden befinden solle, denn sie legten sich zu seinen beiden Seiten.

Als aber der Spanier sich hinstreckte, unterließ er nicht mehrmals mit seiner Hand an die Brust zu greifen.

Der Jesuit sah es und wendete sich nach Marino um.

Dann regte sich Niemand mehr und einige Zeit schien es, als ob alle drei schliefen.

Jedoch es schien nur so, denn man wachte, obgleich jeder einzelne glaubte, daß sich die Gefährten bereits in Träumen wiegten.

Der Padre streckte plötzlich seine Arme aus und begann schwer zu athmen.

Er berührte sogar heftig Marino mit den Händen und dieser fuhr empor.

„Was giebts?“ rief der junge Mann.

„Was fehlt Euch, Priester!“ fragte der Spanier.

Der Mönch that, als erwache er aus einem wirren Traume und sagte:

„Ach verzeiht; ich schlafe sehr unruhig und träume oft lebhaft!“

„So werde ich von Euch rücken!“ entgegnete Marino, was er auch that.

Der Spanier sagte nichts.

Doch bald wiederholte der Jesuit dasselbe Spiel.

Man wechselte wieder einige Worte und schien abermals entschlafen zu wollen.

So oft aber wirklich sich die Augen des Einen oder des Andern schlossen, was der Mönch sehr leicht an den verstärkten Athmenzügen erkannte, träumte er von Neuem.

Dies Abhalten vom Schlafe ermüdete wirklich.

„Ihr seid wahrlich unleidlich!“ rief der Spanier verdrießlich.

„Es ist wahr, ich weiß es!“ sagte der Mönch, sich zu ihm wendend.

Diesmal schien indessen der Traum des Priesters länger auszubleiben, der Spanier und Marino entschliefen wirklich.

Als hiernach der Mönch wieder träumte, mußten die Bilder seiner wachenden Phantasie wohl weniger heftig sein, denn nach einer leisen Bewegung streckte sich seine Hand bis zu dem Spanier aus und verweilte lange in der Gegend der Brust desselben.

Als dagegen der Traum zu Ende war, zog sich die Hand schnell zurück und es schien Etwas an ihr zu kleben, welches jedoch noch schneller unter dem weiten Ueberwurfe des Mönches verschwand.

Der Spanier machte eine leise Bewegung, ohne jedoch zu erwachen.

Dagegen fuhr Marino plötzlich aus dem Schlafe auf und seufzte schwer. Er griff dabei unter seine Basquine und murmelte:

„Teufel, jetzt begreife ich, daß man schwer träumen kann!“

Er blickte dabei auf seine beiden Gefährten, die sich nicht rührten, blieb aber aufrecht sitzen.

„Alles hin und her überlegt!“ flüsterte er „befinde ich mich eben nicht in der besten Gesellschaft; ich werde von dem Profeß mit einem Schreiben nach Cumana gesandt und dieser Padre ist ebenfalls nach dort unterwegs und dieser Spanier mit seinem Monteverde — hm, hm!“

Der junge Creole, dem es so wenig an Muth, als an natürlichem Verstande fehlte, der aber wie alle jene halb vom Gefühl

geleiteten Naturen noch mehr Instinkt besaß, blickte bei jenem halblauten Gedanken abermals auf die Schläfer.

Dann stützte er sich erst auf einen, alsdann auf beide Arme und richtete sich endlich empor.

„Es ist so am besten!“ murmelte er, als er auf seinen beiden Beinen stand und schritt leise aber schnell davon.

Bald schrillte ähnlich wie ein Flüsterton ein Pfiff durch die Luft, dem sofort ein Wiehern antwortete.

„Vermaledeites Thier!“ fluchte der Creole.

Der Mönch hob ein wenig den Kopf.

Er wagte jedoch nicht, sich so viel zu bewegen, um seine Augen nach Marino hin zu wenden und begnügte sich mit dem Gehöre.

Dieses verkündete ihm, daß Marino sein Pferd zäumte, dasselbe bestieg und davonritt.

„Ah!“ machte er, „jetzt kann ich ebenfalls schlafen!“

16.

Verluste, Verwechslungen und Gewinne.

Marino, welcher sich gestern zuletzt auf den Weg gemacht hatte, sollte jetzt durch seinen frühern Aufbruch den Gefährten einen Vorsprung abgewinnen.

Es passirt oft im Leben, daß der Letzte der Erste wird und solches ist auch natürlich, da es hierbei nur lediglich auf den Willen des Menschen ankommt.

Marino meinte es ernstlich was ihn betraf, und obgleich er seine Sendung eigentlich für überflüssig hielt, so lag ihm doch daran, sich von seinen Begleitern, die ihm verdächtig zu werden begannen, zu trennen.

Er ließ sein Pferd deshalb schnellere Gangarten gehen, so wie sich die Strecke zwischen ihm und den Zurückgebliebenen dehnte, wodurch er sie natürlich immer noch vermehrte.

Den Vortheil hatte er allerdings.

Aber so wie das Maulthier des Priesters und das Pferd des Soldaten den Reiter davonreiten sahen und später fortgalloppiren hörten, versuchten sie mit der, Thieren dieser Arten eigenen Neigung, zu folgen.

Da sie aber noch gefesselt waren, konnten sie nur einige taumelnde Sprünge machen und blieben demnächst zurück, um sich ihren Aerger oder ihre Angst mitzutheilen.

Die Sprache, in welcher dies geschah, war indessen ein lautes Wiehern von Seiten des Rosses und ein banges Geschrei von Seiten des Maulthiers, welches die Schläfer oder, da der Mönch die Augen nur geschlossen ohne zu schlummern, den Soldaten weckte.

„Was denn nun zum Henker?" rief er auffahrend.

Auch der Jesuit richtete sich empor.

„Ich weiß es nicht!" brummte er anscheinend schlaftrunken.

„Giebt es wilde Thiere hier umher?"

„Sie gehören zu den Seltenheiten in dieser Gegend!"

„Nun, was wollen denn diese Mähren?"

„Ah Sennor, seht her!"

„Was giebts?"

„Unser Reisegefährte hat uns verlassen!"

„Hol ihn der Henker!"

Der Spanier richtete sich ärgerlich empor, aber er war vielleicht weniger verdrießlich, daß sich jener entfernt, als daß er im Schlafe gestört worden.

Plötzlich griff er, wie von einem besondern Gedanken durchzuckt, nach seiner Brust.

„Heilige Jungfrau!" rief er mit allen Zeichen des Schreckens.

„Was habt Ihr?" fragte der Mönch, welcher sich pflegmatisch aufrichtete.

Statt zu antworten, schien der Spanier einen Augenblick zur Bildsäule erstarrt zu sein.

„Mönch —!" rief er dann.

„Sennor —!"

„Mönch, Du hast ihm dabei geholfen!"

„Ich verstehe Euch nicht, Sennor!"

„Aber bei allen Teufeln, Ihr sollt es büßen, und Du zuerst!"

Der Soldat griff hierbei auf eine Weise nach seinem Degen, welche eben keine Zweifel an seinen Absichten ließ.

Der Jesuit jedoch blieb vollkommen ruhig.

„Mein Bruder!“ sprach er langsam, „ich begreife nicht was Euch fehlt; wollt Ihr mir aber eine Mittheilung machen, so will ich versuchen, Euch mit Rath und That zu unterstützen!“

„Zum Henker mit Eurem Rathe, das Schreiben ist mir gestohlen!“

„Oh —!“

„— Und Ihr seid mit dem Diebe im Bunde!“

„Der Zorn macht Euch blind!“

„Ihr kanntet den Mann, Ihr habt ihn bei Namen genannt!“

„Das habe ich allerdings!“

„Wer ist er!“

„Ich kenne ihn als den Llanero Giakomo!

„Der Satan möge ihn braten, er ist kein Llanero!“

Der Jesuit zuckte die Achseln.

„Mein Sohn!“ sprach er, „wir kennen die Leute nur so, wie sie sich uns nennen; ich kannte ihn nicht anders!“

„Was könnte ein Llanero mit einem Schreiben wollen!“

Der Priester zuckte wiederum mit den Schultern.

„Das weiß ich nicht!“ sagte er, „obwohl ich gestehen muß, daß seine heimliche Entfernung auch mich zu Vermuthungen veranlaßt!“

Der Spanier, welcher nochmals in sein Wamms griff, fluchte.

Da aber hierdurch sein Schreiben nicht wieder herbeikam, sah er sich schon genöthigt, trotz dieser Art des Ausdrucks seines Unwillens auch noch etwas Anderes zu unternehmen.

Sein Zorn gegen den Priester war ebenfalls nur momentan gewesen, und so heftig er auch einen Augenblick war, mochte er dem geistlichen Rocke doch wohl im Ernste keine Mitwirkung bei dem gegen ihn verübten Verbrechen zutrauen.

Dagegen wurde der Spanier nach diesen ernsten heftigen Wuthausbrüchen wieder der resolute Soldat, den unvorhergesehene Vorgänge wohl erregen, aber nicht lähmen können.

Er rannte daher seinem forthüpfenden Pferde nach, ergriff und zäumte es.

Noch schneller als dies geschehen, war er gewaffnet, und schwang sich in den Sattel.

„Wollt Ihr mich nicht mitnehmen?" fragte der Mönch.

„Wie weit sollte dies geschehen?"

„Oh, mein Maulthier ist gut auf den Füßen!"

„So beeilt Euch!"

Der Priester war gewiß überzeugt, daß sein Thier es dem Pferde des Spaniers nicht gleich thun werde.

Ja was noch mehr war, es war sogar nicht ein Mal seine Absicht, die Reise noch weiter mit dem Soldaten fortzusetzen.

Demungeachtet aber zäumte auch er sein Thier und bestieg es.

„Ich bin bereit!" sagte er, als er sich im Sattel zurecht setzte.

„Also vorwärts!" rief der Soldat.

Beide sprengten vor, aber das Pferd des Spaniers ließ das Maulthier bald zurück.

„Ihr eilt schrecklich," rief der Mönch.

„Ihr kommt nicht mit!" entgegnete jener immer unwilliger.

Das war allerdings richtig, aber wie es schien, wollte der Jesuit gerne mit, und der Spanier war nochmals so gefällig, sein Pferd zu verhalten.

Als sich jedoch auch jetzt die Sache nicht änderte, gab der Soldat seinem Pferde die Sporen und jagte wie der Wind davon.

Der Padre hielt sein Maulthier an.

Als dies aber jetzt, mit seinem Reiter bei den fast wagerecht fallenden Strahlen der Sonne riesige Schatten bildend, seinen ruhigen Schritt durch das Steppengras schlich, verzog sich das Gesicht des Jesuiten zu einem ganz eigenthümlichen Lächeln.

„Reite nur!" murmelte er „Marino wird es auch thun!"

Dann zog er leise das Schreiben hervor, welches er dem Spanier fortgenommen, betrachtete den Umschlag von schmutzigen Papier, in welchen es gewickelt, und betrachtete die Adresse.

„Ich glaube, wir haben einen guten Fang gemacht!" sprach er dann ernster.

Nachdem er das Schreiben noch einige Male in der Hand gewendet, ward es wieder eingewickelt und zu den beiden des Priors gesteckt.

Sodann aber setzte sich der Mönch ebenfalls rittlings in den Sattel und es zeigte sich bald, daß nicht allein sein Thier ebenfalls Terrain zu gewinnen im Stande sei, sondern, daß er dasselbe auch anzutreiben verstehe.

Mit Tagesanbruch waren die drei Boten getrennt und weit von der Stelle, wo sie geruht hatten.

Jedoch ihre Entfernung von einander war nicht so bedeutend, daß sie einander nicht hätten sehen können.

Denn Josepho erblickte bei den ersten Strahlen der Morgensonne einen Punkt im Nordosten am Horizonte.

„Das ist er!“ rief er keuchend und stieß seinem schnaubenden Pferde die Sporen in die Seiten.

Ebenso erging es dem Jesuiten mit dem Spanier.

Jedoch der Mönch begnügte sich nur zu Lächeln ohne sein Thier anzutreiben.

Plötzlich jedoch hielt er dasselbe an, als er am Wege ein Stück Papier bemerkte.

Ein Stück Papier aber ist in dieser Wüste eine solche Seltenheit, daß es jedesmal von Bedeutung sein muß und der Mönch besann sich gar nicht, sobald er angehalten, auch abzusteigen, um den Fund in Besitz zu nehmen.

Es war ein erbrochenes Schreiben, welches der Padre sofort wieder erkannte.

Sobald er einen Blick in dasselbe hineingeworfen, glitt ein triumphirendes Lächeln über seine Züge, welches schnell in ein lautes Lachen ausbrach.

„Also auch das noch!“ rief er, „und erbrochen!“

Auch dies Schreiben glitt in die Kutte und der Padre stieg wieder in den Sattel.

Die Strecke von Nueva Barcelona bis Cumana zählte, wie schon bemerkt, ihre dreißig Meilen und darüber.

Rechnen wir, daß die Reisenden vielleicht zehn davon zurückgelegt hatten, als sie rasteten, so blieben noch wenigstens zwanzig vor ihnen.

Auf jenen Llanos reist man indessen schnell und wenn nicht so schnell wie mit den modernen Eisenbahnen, doch schneller wie selbst

auf den chaussirten Straßen Europas und eine Tour von zwanzig Meilen dürfte dort wohl nur als eine Tagereise gerechnet werden.

Dies liegt theils an der Beschaffenheit des Bodens, welcher fast kein Hinderniß darbietet, dabei aber fest wie eine Tenne ist.

Anderntheils hat dies seinen Grund in der Ausdauer der zu den Reisen benutzten Pferde und Maulthiere, welche ihre Wege stets im angestrengtesten Laufe zurücklegen.

Der Spanier sowohl, wie der Creole und der Jesuit hatten vermuthlich von vorne herein darauf gerechnet, nur einen Halt auf dieser Reise zu machen.

Dieselbe wurde daher durch die Umstände nur wenig beschleunigt.

Denn während der Spanier, der jetzt dem vermeintlichen Räuber des ihm anvertrauten Briefes nachjagte, kaum schneller ritt, als er es sonst gethan haben würde, eilte jener, weil er überhaupt eilen wollte und die jetzt zurückgelassenen Gefährten fürchtete.

Der Mönch that das Erstere, weil er nicht zu spät kommen wollte.

Marino mußte indessen bei dem Vorsprunge, welchen er hatte, unter allen Umständen zuerst anlangen und so geschah es auch.

Der junge Mann eilte ohne Aufenthalt weiter, bis er zwei Drittheile des Weges zurückgelegt hatte.

Er passirte auch die auf dem letzten Drittheil des Weges befindlichen Plantagen, ohne sich weiter um sie zu bekümmern, als daß er ihnen einen flüchtigen Blick zuwarf.

Obwohl sich der Lauf seines Pferdes ein Wenig verkürzt hatte, befand er sich doch mit der Dämmerung vor Cumana.

So lange war er ziemlich sicher gewesen, da es in der Ebene für ihn keine andern Feinde oder Verräther gab, als diejenigen, welche er weit hinter sich gelassen hatte.

Vor Cumana aber änderte sich dies.

Zwar wußte der junge Mann auch hier Bescheid, wie er es im ganzen Lande wußte und hatte seine Vertrauten.

Aber er hielt es dennoch für gut, um die Stadt zu reiten und von einer andern Seite in dieselbe hineinzupassiren.

Auch dies geschah mit der möglichsten Vorsicht, und als die

ersten Mondstrahlen auch heute wie gestern alles mit silbernen Säumen umrahmten, hielt er vor dem Jesuiter-Collegium von Cumana.

Marino schwang sich rasch aus dem Sattel und ward fast ebenso schnell eingelassen; die Leute, welche im Geheimen die Jesuitenklöster betraten, fanden immer sofortigen Einlaß.

Der junge Mann griff in sein Wamms und suchte nach dem Schreiben.

„Teufel!" murmelte er.

„Soll ich Euch dem Profeß melden?" fragte der Pförtner.

„Thut es, ja, ja!" antwortete Marino und fügte leiser hinzu, „ich muß es verloren haben!"

Der Pförtner ging, und bald darauf ward der Bote zu dem Prior geführt.

Was die Eintheilung der Jesuiten in den Colonien betraf, so war sie fast dieselbe, wie die Regierung die Staatsämter vertheilt hatte.

An wichtigern Stellen des Staates standen bedeutendere Männer; an denselben Orten hatten gewichtigere Leute des Ordens die Prioreien inne.

Cumana aber war ein wichtiger Ort.

Der daselbst befindliche Profeß der Gesellschaft Jesu war ein erpropter, erfahrener und energischer Mann.

Er war nicht mehr jung oder noch in der Kraft der Jahre, sondern stand in demjenigen Alter, welches das Haupthaar bereits bleicht, und sein Haar war weiß.

Marino, der mit dem leichten Sinne seiner Jahre und mit der Gleichgültigkeit der Gewohnheit, welche das öftere Betreten von Klöstern erzeugt, erschienen war, verneigte sich tief, als er im Schlafzimmer vor der ehrwürdigen Gestalt des Priors stand.

„Gott grüße Euch, ehrwürdiger Padre!" sagte er.

„Er segne Euch!" entgegnete der Profeß, während er den jungen Mann aufmerksam betrachtete, „was bringt der Freund?"

„Ehrwürdiger Vater, ich sollte einen Brief überbringen und thue es nicht!"

„In wessen Auftrage sollte dies geschehen, mein Sohn?"

„Im Auftrage des Collegiums zu Nueva Barcelona!"

„Und wo ist der Brief?"

„Ich vermisse ihn, nachdem ich mich beeilt hieher zu gelangen, seit ich das Kloster betreten!"

„War die Nachricht wichtig?"

„Ich glaube es!"

„Es ist unvorsichtig von Euch, ein wichtiges Schreiben zu verlieren!"

„Es ist unverantwortlich, mein Padre!"

„Bedenkt, wenn dasselbe in unrechte Hände fiele!"

„Wahr, sehr wahr!"

„Ganz abgesehen davon, daß durch den Verlust unsere Handlungen gelähmt werden!"

„Verzeiht, mein Vater, dies ist nicht der Fall, da ich den Inhalt des Schreibens kenne!"

Obwohl der Prior die bisher mit dem jungen Manne gewechselten Worte sanft und milde gesprochen, war sein Unmuth doch nicht zu verkennen.

Er schien sich zu erheitern bei der letzten Rede desselben, welche ihm anzudeuten schien, daß der Inhalt des Schreibens von keiner zu großen Wichtigkeit sein könne.

„Ihr kennt ihn?" rief er.

„Ja, mein Vater!"

„So laßt hören!"

Marino betete dem Prior den kurzen und eigentlich nichts oder doch nur wenig sagenden Inhalt des Schreibens her und dieser horchte aufmerksam dem jungen Mann zu.

Als derselbe geendet, warf er noch einen schnellen Blick über das Antlitz des Boten und war überzeugt, daß er noch eine andere Nachricht zu erwarten habe.

Er sagte:

„Ich danke, mein Sohn, Ihr werdet hungrig und ermüdet sein, erfrischt und ruht Euch!"

„Ich bin nicht hungrig und bin nicht müde, mein Vater; wenigstens Beides nicht so sehr, um jetzt schon essen und ruhen zu müssen!"

„Was wollt Ihr denn?"

„Mich von Cumana entfernen!“

„Ach ja, es ist wahr, Ihr seid vogelfrei, wohin wollt Ihr gehen?“

„Nach — nach Marguerita!“

Der Prior blickte den jungen Mann einige Sekunden an, und sagte dann:

„Keine Uebereilung, mein Sohn?“

„Durchaus nicht, mein Vater, es geschieht meiner eigenen Sicherheit wegen!“

„Ich werde Euch Jemand senden!“

Der Prior verließ das Sprechzimmer und gleich darauf trat ein anderer Mönch ein, welcher Marino einen Wink gab.

Der junge Mann folgte demselben, und beide verschwanden in der Halle, aus welcher nach kurzer Zeit zwei Mönche hervortraten, welche das Kloster und dann die Stadt verließen.

Letzteres geschah ohne Schwierigkeit, da zu jener Zeit das priesterliche Kleid des Landes auch noch von den Spaniern verehrt wurde.

Während das eben erzählte aber geschehen und während die beiden Mönche ungehindert das Thor passirten, um sich nach dem Hafen von Cumana zu begeben, welcher eine halbe Stunde weiter nördlich an einem Meerbusen liegt, hatte auch der Bote des Marquis Roviérez die Stadt erreicht.

Die Wuth dieses Menschen aber kann man sich denken.

Da er schwerer als Marino, und sein Pferd somit eine größere Last zu tragen hatte, blieb er gegen das Ende der Reise immer mehr zurück, was er dadurch bemerkte, daß der Creole ihm allgemach kleiner erschien.

Josepho dachte erst an eine Täuschung durch das Licht und glaubte, er nähere sich dem Flüchtling, denn der Mensch glaubt ja so gerne was er wünscht.

Aber er mußte seinen Irrthum einsehen, als der Punkt, dem er folgte, noch kleiner, und die Stadt, welche allmählig auftauchte, immer größer wurde.

Der Spanier hätte rasend werden mögen.

So erreichte er die ersten Häuser von Cumana, ohne daß er es wagte, in die Stadt zu reiten.

Dies war allerdings auch ziemlich nutzlos, da er nicht wie Marino den Inhalt seiner verlorenen Depesche kannte.

Mit sich selbst uneinig, was er beginnen solle, ritt der zugleich zornige und unglückliche Bote deshalb einige Male hin und her und endlich gradewegs zurück.

Er schien einen Entschluß gefaßt zu haben und dieser darin zu bestehen, sich wieder nach Barcelona zu wenden.

Natürlich aber ließ er sein Pferd, welches die Ohren eben so hing wie sein Reiter, im ruhigen Schritt gehen.

Unter diesen Umständen aber mußte er dem Priester wieder begegnen, der ebenfalls seinen Gallopp ununterbrochen fortgesetzt hatte.

Es geschah dies auch.

„Ah!" rief der Soldat, „Ihr schon hier, Mönch!"

„Uf!" machte der Jesuit, „daß Ihr auch wie toll davon jagt; ich habe etwas gefunden!"

Die Augen des Soldaten flammten auf.

Er folgte mit seinen Blicken jeder Bewegung des Mönches, der sich erst gemächlich wieder seitwärts auf den Sattel setzte und dann ein in einen Umschlag gehülltes Papier herausnahm.

„Ist dies vielleicht, was Ihr sucht!"

„Madre de Dios!" rief der Spanier, indem er das Schreiben mit einer Hast ergriff, die andeutete, welche Wichtigkeit dasselbe für ihn habe, „das ist es!"

„So muß es der Dieb wieder verloren haben!"

„Das hat er, das hat er gewiß, und ich hatte keine Augen, ich danke, mein Vater!"

Der Spanier, welcher seine vermeintliche Depesche so heftig ergriffen, nahm sich auch nicht ein Mal die Zeit, den Inhalt des Umschlages zu besehen, sondern steckte, da er jenen erkannt, alles schnell wieder an seinen Ort.

Die beiden Männer ritten nun zusammen der Stadt zu.

Als sie das Thor passirt hatten, ritt der Soldat, nachdem er sich noch in Danksagungen erschöpft, in der heitersten Stimmung nach der neuen Plaza zu, um in das Gouvernements-Gebäude zu gelangen.

Der Mönch, welcher jene Danksagungen ablehnte, wendete rechts,

um nach dem Jesuiter-Collegium zu kommen und begnügte sich zu lächeln, welches Lächeln jedoch durch ein vielbedeutendes Auflegen der Hand auf seine Kutte mehr sagte, als die Heiterkeit des Soldaten.

17.

Der General-Capitain von Cumana.

Der Gubernador von Barcelona stand unter dem Gouverneur von Cumana.

Cumana war nämlich ebenfalls nur ein Gouvernement, und kein General-Capitainat.

Jedoch ausnahmsweise war der derzeitige Gouverneur von Cumana, der General Monteverde, bereits zum General-Capitain ernannt.

Wer alles im vergrößerten Maaßstabe erblickte, mochte hierin vielleicht erkennen, daß der Titel dem Amte nur vorangegangen war.

Wer dies nicht that, hielt jene Maaßregel für eine einfache oder bedeutende Gunstbezeugung eines Günstlings des Günstlings, und das war sie allerdings vorläufig auch nur.

Denn der General Monteverde war eine derjenigen Personen, welche ganz besonders bei dem Fürsten de la Paz in Ansehen standen.

Er war ferner ein Mensch, der kein Vermögen besaß und deshalb versorgt werden mußte, weshalb er trotz seiner jungen Jahre bald General war und auch endlich das Gouvernement, und zuletzt auch noch den vielversprechenden Titel bekam.

Doch es ist eine ausgemachte Sache, daß sich das Alter aller Beamten nach demjenigen des Mannes richtet, welcher das Staatsruder führt.

Ist dieser Mann alt, so sind auch die übrigen Staatsdiener schon in guten Jahren, da das Alter der Jugend kaum Verstand, sich selbst aber Weisheit zutraut.

Ist der Mann, welcher das Staatsschiff lenkt, jung, so sind es

auch die anderen Beamten, weil die Jugend dem Alter keine Weisheit, sich selbst aber Verstand und Unternehmungsgeist zutraut.

Was hiervon das Richtige ist, dürfte schwer zu sagen sein; vielleicht, von dem verschiedenen Standpunkte aus betrachtet, Beides.

Der Friedensfürst aber war jedenfalls noch jung, und war es sogar während der ganzen Zeit, durch die er seine Günstlingsrolle spielte, weshalb auch *seine* Günstlinge jung sein mußten.

Nachdem er aber 10 Jahre geherrscht, waren alle Staatsbeamte seine Günstlinge, oder alle seine Günstlinge Staatsbeamte.

Monteverde war also ebenfalls deshalb jung; jedoch er war dies nicht allein, sondern besaß auch, was erst schon von der Jugend gesagt worden, Unternehmungsgeist und Energie, welche mit Verstand gepaart waren, so daß er seine Stellung nicht allein als Günstling, sondern sie auch als tüchtiger Mann verdiente.

Dies sollte sich später zeigen, als der Unabhängigkeitskrieg gegen Spanien wirklich ausbrach; denn Monteverde war einer der Wenigen, welche fast das Land der Krone Spanien erhalten hätten.

Wir haben die Person des Gouverneurs von Barcelona, so wie seine Umgebung und seine Wohnung kennen gelernt.

Ganz das Gegentheil davon bildete der General-Capitain Monteverde seine Umgebung und seine Wohnung.

Monteverde war ein hoher, schlanker und bis auf sein stets finsteres Gesicht, schöner Mann.

Aber dies finstere Gesicht hatte den Vortheil einer ausgezeichneten Regelmäßigkeit der Züge, auf welcher Kühnheit ausgeprägt lag, und solche Gesichter sind nie häßlich.

Außerdem aber kleidete sich der General-Capitain stets einfach, wohnte und lebte noch einfacher, und arbeitete viel.

Um ihn ganz zu charakterisiren, braucht man nur zu sagen, daß Cumana, obgleich der Gouverneur als geizig und strenge verschrieen war, noch nie so gut verwaltet worden; denn es herrschte Ordnung.

Freilich muß diese Ordnung so verstanden werden, wie sie es vom Standpunkte der Spanier aus nur beschaffen sein konnte, aber es war doch immerhin eine Ordnung, und der Druck in ein System gebracht, ist nie so empfindlich, wie der des Zufalls, obgleich beide der Willkühr entspringen.

Diesem Manne aber war der Oberrichter von Barcelona besonders empfohlen und an ihn hatte er sich auch in seinem neuesten Schreiben gewendet.

Als der Ueberbringer desselben dem General-Capitain gemeldet wurde, ließ er ihn sogleich vor.

Wie wir wissen, war es Abend.

Der Gouverneur, welcher noch in seinem Arbeitszimmer saß, hatte eine jener Glasglocken mit Licht vor sich, welche in ganz Mittelamerika gebräuchlich sind, und war beschäftigt.

Als er aber den ihn eben gemeldeten Boten hörte, erhob er sich sofort, legte die Feder aus der Hand und wendete sich um.

„Was bringst Du, Josepho?" fragte er.

„Exellenza, eine Depesche des Don Roviere z!"

Der Spanier wollte den Umschlag abnehmen, jedoch Monteverde, der kein Wort weiter sagte, nahm beides aus den Händen des Soldaten, öffnete den Umschlag selbst und ließ ihn zur Erde fallen.

Dann wendete er das Schreiben nach allen Seiten um.

„Es ist ja geöffnet!" sagte er.

Das hatte der Ueberbringer ebenfalls bereits gesehen und stand wie versteinert, ohne ein Wort hervorbringen zu können.

Der Gouverneur entfaltete indessen den Brief und las.

„Nun?" fragte er.

„Exellenza befehlen?" sagte der zitternde Spanier.

„Ich erwarte den Commentar zu diesem Schreiben von Dir!"

„Ich habe keinen weiteren Auftrag, Exellenza!"

„Nicht!"

Dies „Nicht" von dem strengen Manne aber klang wie ein Verdammungsurtheil, welches entweder den Boten oder den Sender treffen mußte.

„Exellenza —" stammelte der Soldat.

„Schweig und höre!" rief Monteverde.

Er las:

„Gott zum Gruß! Mein Bruder in Christo, ein verirrtes Schaaf unserer Heerde befindet sich hier im Kerker der Gerechtigkeit, um sein Urtheil zu erwarten. Gründe, welche näher berichtet werden sollen, veranlaßten uns, zu verlangen, daß der Malifikant nach Cu-

mana geschickt werde, und es wird geschehen. Empfangt ihn, hegt ihn und leitet ihn. Der Baum ist gefallen, der Schößling muß aufblühen, denn sein Name beherrscht die Steppen; der Segen Gottes unterstütze Euer Beginnen!"

„Keine Unterschrift; was soll dies?"

„Der Priester, ach der Priester!" stotterte der Soldat, indem ihm der Angstschweiß auf die Stirne trat.

„Was sagst Du?"

„Der Priester war der Dieb!"

„Ich verstehe Dich nicht!"

Monteverde's Stirn ward immer finsterer.

„Exellenza!" sagte endlich der Soldat, welcher sehr erschrocken, doch nicht ganz zu Boden geschmettert war, obwohl er nur mit Anstrengung sprach, „ich hatte zwei Reisegefährten!"

„Weiter!"

„Der eine war ein Kreole, der andere ein Padre!"

„Immer weiter!"

„Als wir rasteten, um zu ruhen, verschwand der Creole, und ich vermißte meine Depesche!"

„Verwünscht!"

„Ich glaubte, jener Creole, der ein Viehhändler sein sollte, habe sie mir gestohlen und eilte ihm nach, ohne ihn indessen einzuholen!"

„Ach — verdammt!"

„Als ich ihn bis hierher verfolgt und nicht eingeholt, war ich im Begriff, umzukehren, da langte auch der Padre an!"

„Der Padre — ein Jesuit?

„Ein Jesuit, Exellenza, der mir mein Schreiben zurückgab, welches er gefunden haben wollte!"

„Nun?"

Ich nahm es, da es in dem von mir darum gelegten Umschlage war, ohne es zu besehen, er hat statt des an Exellenza gerichteten Schreibens dieses hineingelegt!"

„Das ist wahrscheinlich!" sagte der Gouverneur, indem er an den Tisch trat und an eine Glocke schlug.

Ein Adjutant trat ein.

„Wo blieb der Mönch?" fragte Monteverde noch den Boten.

„Er traf mit mir zugleich in Cumana ein!“

„In's Gefängniß!“ sagte der Gouverneur, auf den Spanier deutend, „ich wünsche den Profeß des Jesuiter-Collegiums zu sprechen; die Thore der Stadt werden gesperrt und Niemand verläßt dieselbe!“

Der Offizier verbeugte sich und verließ mit dem Arrestanten das Zimmer.

Bevor dies jedoch geschehen, saß der General-Capitain bereits wieder bei seiner Arbeit.

Dieser einzige Zug Monteverde's dürfte seinen Charakter schon genau bezeichnen.

Er war ein Mann, der über das Eine das Andere nicht vergaß; ein Mann, der jedem Dinge seine richtige Würdigung angedeihen ließ, und diese Leute sind es, von denen die Bibel sagt, daß wenn ihnen Gott ein Amt gab, er ihnen auch den Verstand giebt.

Monteverde arbeitete weiter, sobald er die Anordnungen, welche die Umstände geboten, getroffen waren; denn sie mußten ausreichend sein, weil sie pünktlich befolgt wurden, und daß dies geschah, wußte er.

Der arme Josepho wanderte also in das Gefängniß.

Eine Ordonnanz eilte zu den Thoren.

Zu dem Prior der Jesuiten begab sich der Adjutant selbst.

Aus dem Gesagten geht schon einfach hervor, daß der Leiter der Gesellschaft Jesu dieses Gouvernements eine ungleich schwerere Stellung denn anderswo haben mußte.

Aber es war ja stets das Eigenthümliche des Ordens, ihre Mittel und Kräfte dem Zwecke und den Verhältnissen anzupassen.

Monteverde war ein tüchtiger Mann, aber der Profeß Lainez machte seinem Namensvetter, dem zweiten Gründer und eigentlichen Einrichter des Ordens keine Schande.

Der Gouverneur der Regierung war thätig, der Prior der Jesuiten war es noch weit mehr.

Der General-Capitain hatte den Boten, welcher an ihn abgeschickt worden, vor sich kommen lassen, nachdem er ihm gemeldet.

Der Bote, welcher zu dem Profeß wollte, brauchte nicht erst gemeldet zu werden, weil dieser ihn bereits erwartete und er erwartete ihn, weil er wußte, daß er kommen würde.

Jener erstere fand daher den Prior bereits an der Pforte des Klosters, der Prior nahm ihn sofort mit sich in seine Zelle.

Was dort aber geschah? Es läßt sich vermuthen, jedoch nicht mit Bestimmtheit sagen, da die Geheimnisse der Klöster ein undurchdringlicher Schleier deckt.

Kein Schicken, kein Rennen, keine Bewegung im Collegium deutete an, daß man eine bedeutende Nachricht empfangen habe.

Der Mönch aus Barcelona allein schlich nach einigen Minuten aus der Zelle des Priors in den Speisesaal, um sich zu erfrischen.

Denn wenn die Jesuiten auch nicht der Völlerei ergeben waren, so gehörte doch das Fasten keineswegs zu ihren Ordensregeln.

Ebenso die Kasteiungen und jene Marterwerkzeuge, welche in andern Klöstern zu diesem Zwecke vorhanden waren, fehlten den Jesuiten-Collegien.

Auch der Prior verließ nach dem Mönche bald seine Zelle, und um diese Zeit traf der Abgesandte des Gouverneurs ein.

Als er den Wunsch desselben vorgebracht, antwortete der Priester ohne Zögern.

„Ich werde Euch begleiten, mein Sohn!"

Beide schritten aus dem Kloster und schlugen den Weg zu dem Gouvernementspallaste ein.

Auch der Prior ward sofort vorgelassen.

Eine Haupttaktik der Jesuiten bestand darin, ihren Gegnern niemals schrof gegenüber zu treten.

Die andere Seite dieses Benehmens aber war zugleich, dem Orden nichts zu vergeben und ihre schmiegsame Fugsamkeit hatte durchaus keinen Anstrich von Unterwürfigkeit.

Vielmehr erschien sie eher als eine Bescheidenheit, die ihrem Stande als Priester ziemte und die bei ihrer Bildung priesterliche Höflichkeit genannt zu werden verdient.

Wir haben ein Beispiel an dem Profeß von Nueva Barcelona gehabt.

Der Padre Lainez war höher graduirt, als jener, er mußte also auch mehr Fähigkeiten entwickeln können, und er that es wirklich.

Es wäre gewiß eins der interessantesten Schauspiele gewesen, die beiden Männer, welche sich jetzt gegenüber traten, einander gegenüber zu sehen.

Der Gouverneur hatte sich, so wie der Prior gemeldet worden, erhoben und seine Feder aus der Hand gelegt, wie solches geschehen, als man den Boten aus Nueva Barcelona meldete.

Hiernach aber war er einige Schritte vorgetreten und befand sich somit mitten im Zimmer, als der Priester erschien.

Der Letztere trat bescheiden aber nicht demüthig, höflich aber nicht kriechend, sondern augenscheinlich mit dem Selbstbewußtsein vor, welches, auch dem geringsten Diener Gottes dem höchst stehenden Layen und Machthaber gegenüber eigen ist, weil er weiß, daß er als Vertreter des Himmels stets eine geachtete Stellung einnimmt.

Dann betrachteten sich die beiden Männer einen Augenblick mit forschenden Blicken.

Aber es lag in diesem Blicke Etwas, das nicht zu beschreiben ist; Etwas dem sich jeder, auf den diese Blicke sonst fallen, gern entzieht; eine Art Prüfung, die fast stets weiter dringt, als man sie gern gehen lassen will, die uns aber, wenn sie von gewissen Personen ausgeht, zwingt, das Innere ihnen zu öffnen, obschon wir nicht wollen.

Nur jene beiden Männer ertrugen diesen gegenseitigen Blick kalt, vielleicht eben weil er gegenseitig war.

Nach diesem, dem geübtesten Auge kaum merkbaren, dem schärfsten Ohre nicht hörbaren Gruße, der ihren Vorzügen galt, — so kann man wohl diese Prüfung umschreiben, — sprach der Jesuit zuerst:

„Exellenza", sagte er, „habe ich die Ehre zu grüßen!"

„Ich danke, ehrwürdiger Vater!" entgegnete der General, und Ihr möget verzeihen, wenn ich mir die Freiheit nahm, um Euren Besuch zu bitten!"

„Ich stehe gerne zu Diensten!"

„Ein Bote aus Barcelona überbringt mir so eben ein Schreiben, welches jedoch nicht an mich, sondern eher an Euch gerichtet zu sein scheint; hier ist es!"

Der Gouverneur übergab bei diesen Worten das mehr erwähnte Schreiben an den Prior.

Dieser sah hinein.

„Ja!" sagte er dann, „das Schreiben war für mich; der Bote, welcher es überbringen sollte, hatte es verloren, oder vielleicht auch wurde es ihm genommen, er wußte es nicht genau!"

„Ich bin glücklich, es dem richtigen Empfänger zustellen zu können!“

„Ich danke, Exellenza, obgleich das Verschwinden desselben von keiner großen Bedeutung gewesen sein würde, da der Bote das Schreiben erbrochen und gelesen hatte!“

„Ei ei, mein Padre, Eure Boten scheinen sich sehr viel herauszunehmen!“

„Ich war ihm in diesem Falle dafür sogar dankbar!“

„Oh — jedoch nicht alle Schreiben sind gleicher Natur!“

„Die armen Diener der Religion haben keine Geheimnisse!“

Die Männer wechselten wieder einen Blick, welcher zwar durchaus nicht ihrem ersten glich, keineswegs aber weniger sagen sollte.

„Darf ich wissen, wer der Bote war?“ fragte der Gouverneur.

„Wie er sagte, ein Viehhändler der hier Geschäfte hat!“

„Wo ist dieser Viehhändler?“

„Ich weiß es nicht!“

„Ihr habt ihn ohne Erquickung aus dem Kloster entlassen?“

„Der Mann weigerte sich Etwas anzunehmen!“

„So so, dieser Bote und Viehhändler aber hatte Reisegesellschaft?“

„Ich bemerkte deshalb bereits, daß ihm möglicherweise dies Schreiben entwendet worden!“

„Ach ja, dies Schreiben ehrwürdiger Padre, es ist etwas Dunkel; versteht Ihr seinen Inhalt?“

Um den Mund des Priors spielte ein feines Lächeln und seine Augen erglänzten. Er entgegnete:

„Exellenza, ich wäre eigentlich nicht verpflichtet —“

„Ah — verzeiht!“

„Indessen, ich bin gerne bereit. Auch mir ist sein Inhalt nicht ganz klar was die Nebensachen anbetrifft; jedoch in der Hauptsache, nämlich das, was verlangt wird, verstehe ich vollkommen!“

„Und diese Hauptsache wäre?“

„Exellenza weiß, welche Wichtigkeit wir auf die Bekehrung der Indianer legen!“

„Ach ja, es ist richtig!“

„Wenn ich mir eine Ansicht zu haben erlauben darf“ —

„Ich bitte!“

„— so scheint, mir das Gouvernement in Barcelona irgend etwas unternommen zu haben, welches wie —, nun ich will sagen, wie Unvorsichtigkeit aussieht und dies könnte leicht unsere Bekehrungsversuche, die in so gutem Fortschritte begriffen waren, vereiteln; zudem da die bezeichnete Person unter dem wilden Volke einige Wichtigkeit zu haben scheint!"

„Ach ja, das läßt sich hören!"

Der General Capitain nahm eine Miene an, als sei er überzeugt und machte eine halbe Wendung nach seinem Tische zu.

Augenscheinlich wollte er durch dies Manövre entdecken, ob der Mönch das Gespräch für beendet halte oder nicht.

War letzteres der Fall, so wußte er genug.

Jedoch Monteverde, der neben scharfem Verstande, Tüchtigkeit, Kenntnisse und Energie, auch seine Portion Schlauheit besaß, hatte diesmal seinen Meister gefunden.

Jeder Beamte des Generals wäre vielleicht in die Falle gegangen, nur der Priester nicht.

So wie der Gouverneur that als sei er befriedigt, verbeugte sich der Prior und machte einen Schritt rückwärts, indem er begann:

„Ich habe die Ehre!" —

„Ach, Halt!" rief der Gouverneur, als er sein Manövre scheitern sah, „fast hätte ich vergessen. Erlaubt Ihr mir auch wohl, mein Padre, eine Meinung zu haben oder vielmehr, gehabt zu haben?"

„Exellenza, es würde von meiner Seite Anmaßung sein —"

„Nun, ich hielt einen Augenblick Euren Boten für einen Räuber!"

„Meinen Boten —?"

„Doch halt, nicht den Viehtreiber, sondern den andern — den Priester, der doch jedenfalls auch für Euch Nachrichten überbracht hat!"

„Für mich ein anderer Bote, ein Priester? Exellenza belieben zu Scherzen!"

„Den Henker auch; verzeiht, daß ich fluche; ich rede sogar sehr ernst; denn wißt, auch an mich war ein Bote aus Barcelona abgefertigt!"

„Dies geschieht, so viel ich mir denken kann, sehr oft!"

„Ihr mögt Recht haben, aber die Boten von dort scheinen ein

besonderes Unglück zu haben, denn dem meinigen passirte eben das, was dem Eurigen geschah!"

„Ich erstaune, einem Beamten der Regierung!"

„Sehr richtig bemerkt, es wurde ihm seine Depesche entwendet wie Eurem Viehtreiber!"

„Hoffentlich war er auch so vorsichtig, sich von dem Inhalte der Depesche in Kenntniß zu setzen, bevor man sie ihm nahm!"

„Madre de Dios, das geht nicht in Staatsangelegenheiten wie bei Klostersachen. Nein, er that es nicht. Dies bildet indessen auch nicht die Hauptsache. Zu Eurem und meinem Boten hatte sich ein Priester gesellt!"

„Exellenza sagten es bereits!"

„Nun gut, dieser Priester war ein Jesuit, wenigstens dem Aeußern nach!"

„Das Aeußere ist ein Kleid!"

„Allerdings richtig, mein Padre. Aber der Mann in dem Kleide Eures Ordens hielt mit unsern Boten an derselben Stelle Rast!

„Ei, das hat mir mein Bote nicht gemeldet!"

„Der Leichtsinnige, es ist kein Wunder, daß er da seinen Auftrag schlecht bestellte!"

„Es gilt, wie gesagt, nicht viel, Exellenza; überdem bin ich ja jetzt glücklich im Besitz des verlorenen Gegenstandes!"

„Ich wollte, ich wäre es auch!" dachte der General, „dieser schlaue Pfaffe."

Laut aber sagte er:

„Mein Bote also hatte den Eurigen, als er die Depesche vermißte, in Verdacht, da er sich während der Nacht heimlich entfernte!"

„Der Mann hatte Eile; er eilte auch, aus dem Kloster zu kommen!"

„Immerhin! aber er war deswegen nicht minder verdächtig!"

„Ich weiß es nicht!"

„Da er aber den Viehhändler in Verdacht hatte, eilte er ihm nach, erreichte ihn jedoch nicht!"

„Er würde auch, wenn er ihn erreicht hätte, schwerlich gefunden haben, was er suchte!"

„Das glaube ich jetzt selbst; als er aber wieder auf den Priester

traf, gab ihm dieser angeblich das verlorene Schreiben in demselben Umschlage, in welchem er es früher gehabt!"

„Welch ein Glück!"

„Ah, Ihr meint? doch als der unvorsichtige Mensch, welcher sich nicht überzeugte, ob er seine Depesche wieder erhalten, hier anlangte, fand sich in dem Umschlage das Schreiben, welches ich bereits so glücklich war, Euch zu überreichen!"

„Ei, das begreife ich nicht!"

„Ich muß gestehen, ich auch nicht; indessen flimmert hin und wieder doch ein Lichtschimmer durch die Sache!"

„Exellenza ist als außerordentlich scharfsinnig bekannt!"

„Keine Complimente! so zum Beispiel dürfte der Priester ebenfalls Nachrichten für Euch gehabt haben!"

„Dann muß ich sie noch empfangen, Exellenza!"

„Das wünsche ich Euch, er kann aber die Schreiben verwechselt haben!"

„Wie meint Ihr?"

„Ich meine, wenn Ihr statt des Briefes, welchen ich Euch überliefert, meine Depeschen empfangen solltet, so dürfte ich darauf rechnen, sie wieder zu erlangen!"

„Unzweifelhaft, aber ich muß gestehen, daß ich nicht absehe, wie dies geschehen sollte!"

Der Gouverneur hatte gewissermaßen einen zweiten Ausfall gemacht, der allerdings nicht ganz ungeschickt zu nennen war.

Indessen er wurde mit einer solchen Naivität von dem Profeß parirt, daß Monteverde wirklich irre wurde.

„Nun, mein Gott!" sagte er nicht minder naiv, „das ist ja einfach, der Priester fand den Brief meines Boten, welcher ihn gestohlen wähnt, nahm ihn aus dem Umschlage, um ihn zu besehen, und wickelte statt dessen den seinigen, der für Euch sollte, hinein!"

„Aber mein Schreiben war keinem Priester zur Bestellung übergeben!"

„Ach, es ist wahr; doch hatte nicht Euer Bote dasselbe ebenfalls verloren?"

„Allerdings!"

„Nun, so fand jener Mönch Beide und verwechselte sie vielleicht absichtlich!"

„Exellenza scherzen, sage ich abermals!"

„Den Henker, nein, wiederhole ich, es ist mir Ernst!"

Der Gouverneur war ein wenig heftig geworden und dies kam wahrscheinlich daher, weil er jetzt wirklich glaubte, dem Priester in die Enge getrieben zu haben.

Der Profeß ließ dagegen wiederum sein feines Lächeln um den Mund spielen.

„Exellenza!" sagte er bescheiden aber spitzig, „bisher habe ich mich noch nicht überreden können, daß bei Euch ein wirklicher Verdacht gegen das Kleid, was ich trage, herrsche; jetzt scheint es mir fast wirklich so, da die freundschaftliche Unterhaltung zwischen uns Beiden Eurerseits den Ton eines Verhörs annimmt. Ich erlaube mir zu bemerken, daß der Priester nur seinen Obern Rechenschaft abzulegen schuldig ist!"

Der Gouverneur, welcher sich allerdings sagen mußte, zu weit gegangen zu sein, erröthete leicht.

„Ach, ich wollte Euch nicht beleidigen!" sagte er mit einer Verbeugung.

„Gleichviel, Exellenza, ich würde auch den Willen dazu verzeihen. Doch, da Ihr nun mit Gewalt dem Priesterrocke Etwas aufbürden wollt, so will ich Euch einen Wink geben, der vielleicht von Nutzen sein kann!"

„Ach, Ihr würdet mich sehr verbinden!"

„So hört, vor einer Stunde haben zwei Männer durch die Porta Dinaro die Stadt verlassen, welche in Mönchskutten waren!"

„Und die Wichtigkeit dieses Ereignisses, mein Padre?"

„Besteht darin, Exellenza, daß sie nicht tonsurirt waren!"

„Der Tausend, also —"

„— Also, daß sie keine Priester sein konnten!"

Der Gouverneur war etwas verdutzt. Der Mönch fuhr nach einem scharfen Blicke fort:

„Eure Algazuils und Wachen thun ihre Schuldigkeit nicht; ich wollte mich morgen deswegen bei Euch beklagen, thue es aber, da sich die Gelegenheit dazu darbietet, heute. Vielleicht findet Ihr die verkappten Priester mit Eurem Schreiben auf dem Wege nach der Insel!"

„Madre de Dios—!“ rief der Gouverneur, verzeiht ehrwürdiger Pater!“

„Es ist geschehen, Exellenza entläßt mich?“

„Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen!“

„Der Herr segne Euch!“

Der Mönch verließ den Gouverneur als das, was er war, nämlich als Sieger in diesem Geplänkel.

Der General-Capitain Monteverde dagegen blieb einen Moment stehen und sah dem Abgehenden nach.

Dann faßte er sich an die Stirne und sagte:

„Diese Mönche, sie wissen Alles; — diese Klöster; — aber es muß anders werden!“

Hiernach setzte er sich wieder an den Tisch, nahm die Feder und schrieb mit sehr kleinen sauberen Buchstaben in ein kleines, eben so sauberes Notizbuch:

„Die Jesuiten!“

Sodann arbeitete er weiter.

Am nächsten Morgen aber fand er das fragliche Schreiben wohlverschlossen auf seinem Arbeitstische. Monteverde murmelte, indem er die Stirn in Falten legte:

„Ich wußte es!“

18.

Die Gefangenen in Cumana.

Drei Tage, nachdem die beiden nicht tonsurirten Priester, wie sie der Profeß Lainez nannte, die Stadt durch die Pforte Dinaro verlassen hatten; drei Tage nach dem Gespräche des Priors mit dem General-Capitain und der Einsperrung des armen Josepho langte vor dem Thore von Cumana ein von vier Maulthieren gezogener Wagen unter starker Cavalleriebedeckung an.

Cumana war aber zu jener Zeit, was es wahrscheinlich auch jetzt noch ist, eine Festung, nicht wie Barcelona, sondern wie jede andere Festung, welche Wichtigkeit hat; also ein Ort, mit Gräben umzogen und Wällen umgeben, auf denen sich so und so viel Geschütze befanden.

Seine Thore waren ferner, was auch der Jesuit darüber sagen mochte, sehr gut bewacht, weil in diesem Welttheil oft Krieg war, ohne daß er stattfinden sollte und die Flotten der seefahrenden Mächte stets nach Beute auslugten.

Cumana aber lag, wie gesagt, nahe am Meere, und war schon lange ein Hauptaugenmerk der Engländer, Franzosen und Holländer gewesen.

Aus allen diesen Gründen ist es erklärlich, daß eine bedeutende Truppe nicht wie ein einzelner Mensch Einlaß erhielt, und auch der Wagen mit seiner Eskorte mußte sich gedulden, bis die Erlaubniß vom Gouverneur dazu angelangt war.

In oder auf jenem bewachten Wagen aber befanden sich der Lieutenant Valdoz und José Paez.

Valdoz, der hier in Cumana sein Urtheil erwartete.

José Paez, der hier ermordet zu werden glaubte, wie seine Eltern und Verwandten in Barcelona ermordet waren.

Der junge Mann schien erdrückt und niedergeschlagen.

Doch war es nicht die Aussicht, das Leben zu verlieren, allein, was ihn drückte.

Es war auch nicht blos die Lage als Gefangener, in der er sich nach kurzer Freiheit wieder befand, was ihn niederschlug.

In quälten jetzt die Leiden der Geliebten, welche das ihm zugefügte Böse dadurch wieder hatte gutmachen wollen, daß sie sich opferte.

Und ob Donna Maria litt?

Die leidenschaftliche Creolin war in Verzweiflung, als Paez neben ihr am Boden liegend vom Krampfe geschüttelt wurde.

Sie kannte diese Krankheit nicht, hatte nie davon gehört, geschweige denn je dieselbe in ihren grausigen Formen gesehen.

Der Anblick des leidenden Indiers ließ sie daher alles um sich her vergessen und erst, als die scheu schnaubenden Rosse der sie um-

gebenden Lanziers droheten, ihre Hufe auf den Kranken zu setzen; erst als die Reiter über den Hals der Pferde geneigt, ihre Lanzen senkten und mit zwar staunenden aber bedrohlichen Blicken Zuschauer des schrecklichen Anfalls waren, hatte Marie auch für diese ein Auge.

„Tödtet ihn nicht!“ rief sie, die Hände über den Kranken ausbreitend.

„Tödtet ihn nicht!“ wiederholte sie ihre Augen ängstlich umherwerfend.

„Zurück!“ befahl plötzlich eine tiefe Stimme, und was die Bitte und Bewegung des Mädchens nicht bewirkte, das brachte dies eine Wort sogleich zu Stande.

Die Lanzenfähnlein der Reiter, welche in dem unsicheren Mondlichte einen Augenblick wie buntgefiederte Vögel über dem Gefallenen und dem Mädchen geflattert hatten, hoben sich; der Kreis aber erweiterte und öffnete sich und ein Mann ritt in denselben hinein.

Derselbe stieg vom Pferde, als er die Gruppe erblickte und Maria erkannte ihn.

„Herr Oberstlieutenant —“ stotterte das Mädchen.

Centifuego versuchte die Donna aufzurichten.

„Steht auf, Sennora!“ sagte er, „dankt Gott, daß die Absicht des Räubers vereitelt worden!“

„Mein Herr —“ rief Marie.

„Still, um Gotteswillen still, bedenkt Euren Vater!“ flüsterte der Offizier, „ich weiß ja Alles!“

„Oh, so bitte ich Euch um der Jungfrau Willen, schont ihn?“

„Ihm soll kein Haar gekrümmt werden; aber ich bitte Euch fort, von hier!“

Trotz ihrer Aufregung begriff Maria, daß der Soldat recht habe und schritt, wenn auch widerstrebend aus dem Kreise.

Man führte ein Pferd vor und half die Dame in den Sattel, wonach ein Theil der Reiter, sie in ihrer Mitte, den Weg nach der Stadt wieder einschlug.

Unterdessen waren auch die übrigen Soldaten von der Verfolgung der Llaneros, deren Geschrei wie das Geheul von Wölfen aus der Entfernung herüberdrang, wieder zurückgekehrt.

Ebenso war der Anfall des jungen Mannes vorübergegangen

und José, der trotz desselben vielleicht wußte, was vorgefallen war, hatte sich aufgerichtet.

„Wasser!“ flüsterte er.

Ein Soldat reichte ihm seine Flasche.

Aber sie enthielt kein Wasser, sondern Wein, ein Getränk, welches der junge Wilde vielleicht noch nie gekostet und er schleuderte das Gefäß weit von sich, als ein Tropfen davon seine Lippen benetzt hatte.

Centifuego trat zu ihm.

„José Paez!“ sagte er, „wollt Ihr versprechen, keinen weitern Fluchtversuch zu machen!“

„Ich verspreche es!“

„So erhebt Euch!“

Der Indier erhob sich mit Mühe vom Boden.

Als man dies sah, wollte man ihm ein Pferd geben, doch sein angeborner Stolz ward rege.

„Ich gehe!“ sprach er, und schritt vorwärts.

Umgeben von mindestens fünfzig Reitern, ging es wieder nach Barcelona zurück.

Daß hier seine Flucht und der damit verbundene Lärm der Verfolgung die Bewohner aus dem Schlaf geschreckt hatte, darf wohl nicht erst erwähnt werden.

In dichten Haufen standen die aufgeschreckten Schläfer, Männer, Weiber, Kinder, meistens nur leicht bekleidet in den Straßen.

Scheu blickten sie auf die ankommenden Reiter und wichen noch scheuer aus, um der Eskorte Platz zu machen.

Aber mit Bedauern sahen sie in der Mitte derselben das Opfer der Rachsucht eines grausamen Tyrannen, nachdem sie seine Verwandten bereits hatten fallen sehen.

„Dort geht er!“ sagte man.

„Der arme Mensch!“ jammerten die Weiber.

„Sie werden ihn tödten, wie sie seine Verwandten getödtet haben!“ murrten die kühneren mit geballten Fäusten und finstern Blicken.

„Verdammtes Volk!“ knirrschte der Oberstlieutenant zwischen den Zähnen, und befahl den Reitern dichter aufzuschließen.

Vielleicht ahnte der alte Krieger bereits den Unwillen der Menge;

jedoch es blieb nur bei bedauernden Reden und die Eskorte gelangte bis an das Schloß, ohne daß sie auch nur eine Drohung gehört hätte.

Im Schlosse, wohin ein Theil der Menge folgte, veränderte sich indessen die Scene ein Wenig.

Hier befanden sich nämlich nächst der Garnison unter Waffen, der Gouverneur mit seinen Sekretairen und der Oberrichter mit seinem Rathe.

Es befand sich dort auch die Marquise Isabella Valeria und die Cousine Elwire.

Bereits war die entführte Tochter von den Exellenzen und denjenigen, welche ein Recht dazu hatten, empfangen.

Aber dies geschah auf eine so verschiedene Weise, daß dieselbe nicht unbeachtet von uns bleiben darf.

Donna Isabella Valeria hatte derselben zugerufen:

„Ah, meine Tochter, welch ein Glück!"

Aber der Blick, welchen sie hierbei mit dem Marquis gewechselt, ließ es zweifelhaft, worauf sich das Glück bezog.

Der Marquis begnügte sich, eine Verbeugung zu machen, die indessen ebensowohl dem Glück der Marquise als dem Glück der Tochter gelten konnte.

Maria achtete auf Beide nicht.

Dagegen hatte der Marquis seine Tochter in die Arme geschlossen und mit zitternder Stimme gesagt:

„Meine Tochter, welches Herzeleid bereitest Du mir!"

Maria vermochte nichts weiter hervorzubringen als:

„Mein Vater —!"

Aber sie erwiderte die herzliche Umarmung des Vaters und Beide mochten wohl fühlen, daß sie zwei natürliche Verbündete waren, gegen zwei andere Wesen, welche sie zu Verderben trachteten.

Nur fühlen? nein der Goubernador wußte es bereits gewiß; dem Manne war eine so schreckliche Gewißheit geworden, daß sogar sein beschränkter Verstand sich klärte.

Denn als der Algazuil, den er von verschiedenen Zweifeln durchkreuzt zu dem Marquis entsendet, um diesen zu sich bitten zu lassen, damit er ihm einige Aufschlüsse gebe, zurückkehrte, brachte derselbe

Etwas mit, was, wie der Leser weiß, Don Roviérez vermißte und der arme Josepho glücklicher als bei seiner letzten Sendung, glücklich überbracht hatte.

Es war dies ein Schreiben des General-Capitain Monteverde.

Ließ jedoch schon die unbeschränkte Vollmacht des Oberrichters zu, daß der Gouverneur einen bedeutenden Einblick in die Verhältnisse, welche ihn umgaben und denen er zum Opfer fallen sollte, that, so mußte ihm dies Schreiben dieselben in ihrem vollen Umfange zeigen.

Dasselbe lautete:

Mein Herr!

Ich habe Eure Berichte empfangen und kann darauf nur erwidern, das dieselben mir nichts Neues melden, indem ich vollkommen von den dortigen Umständen unterrichtet bin. Was Eure Handlungen betrifft, so müssen solche lediglich von Eurem Ermessen abhängen, wobei ich bemerke, daß ich dieselben, wie ich dazu angewiesen bin, unterstützen werde.

Zu bedenken gebe ich Euch aber, daß die Unfähigkeit des Gouverneurs nicht einzig und allein in Betracht zu ziehen sein dürfte, sondern auch noch andere Verhältnisse die Ihr kennt, wie ich sie kenne, zu berücksichtigen sein möchten.

Das Gouvernement ist Euch gewiß, ob ein wenig früher oder später, könnte meines Erachtens ziemlich gleich sein, wogegen das Vermeiden eines Eklats stets sein Gutes hat.

Doch thut, wie es Euch gut dünkt, ich werde den mir ertheilten Weisungen gehorchen.

Monteverde.

Als der Gouverneur das Schreiben gelesen, stand er wie vom Donner gerührt.

Dann jedoch rief er den Algazuil und ließ einige Doublonen in seine Hand gleiten, indem er sagte:

„Hier, hier, aber Schweigen!

„Stumm wie das Grab, Exellenza!“ antwortete jener mit einem Katzenbuckel.

„Denn bedenke, Du hast gestohlen!“

„Exellenza, aber gut gedient!“

Das will ich nicht bestreiten!"

„Geh!"

Der Bote that wie ihm befohlen und der Gouverneur ging auch, aber zur Marquise Isabella Valeria, doch diesmal ohne Pomp und Aufsehen, leise und fast schleichend.

Als der Gouverneur seiner Gemahlin gemeldet wurde, rümpfte sie die Nase.

Doch in Zeiten, wie die gegenwärtige sie war, kann man nie wissen, welche Wichtigkeit ungewöhnliche Besuche haben, und die Marquise war klug genug, dies einzusehen.

„Wir sind verloren!" sagte der Gouverneur, als er ängstlich eintrat.

Die Marquise betrachtete ihren Gemahl mit einem jener Blicke, die halb Erstaunen, halb Verweis sein können, und fragte dann mit einem spöttischen Pflegma:

„Weshalb; giebt es in Quito vielleicht ein Erdbeben?"

„Scherzt nicht, Exellenza, was ich sage, ist ernster Natur!"

„Ich glaube es gerne!"

„Und wenn Ihr es nicht glaubtet, Exellenza, so werdet Ihr es glauben, man wird uns das Gouvernement entreißen!"

„Pah — wer wird dies thun, wenn ich fragen darf?"

„Der Marquis Don Rovierez!"

Die Marquise zuckte die Achseln.

„Aber mein Gott, Exellenza, so lest doch nur!"

Donna Isabella Valeria nahm das Schreiben aus den Händen ihres Gemahls und las.

Während sie dies aber that, blieben ihre Züge unverändert, und als sie gelesen hatte, schaute sie fragend empor.

„Was sagt Ihr nun?" rief der geängstigte Gemahl.

„Nichts!"

„Wie, Nichts?"

„Nein, dazu kein Wort!"

„Ah, Ihr habt keine Furcht?"

„Nicht die geringste, weil ich dies bereits kannte und darauf vorbereitet war!"

„Ich erstaune!"

„Nicht allein vorbereitet, mein Herr, sondern weil ich diesem Unternehmen auch bereits vorgebeugt habe!“

„Exellenza, ich bewundere Euch!“

„Und ich bedaure Euch!“

„Ah, Exellenza —“

Die Marquise erhob sich mit einer unbeschreiblichen Gebehrde von Hoheit und Verachtung.

Sie ging an einen kleinen Tisch, auf welchem ein Kästchen stand und öffnete dasselbe mit einem an ihrem Gürtel befindlichen Schlüssel.

Als solches geschehen, nahm sie ein Papier heraus und hielt es ihrem Gemahl hin.

Hier könnt Ihr es allenfalls sehen, Exellenza, wenn Ihr mir so keinen Glauben schenkt!“

Der Gouverneur ward verdutzt.

„Wie!“ rief er, „dies in Euren Händen?“

„Ihr seht es!“

„Und auf welche Art?“

„Auf die einfachste von der Welt, der Herr Marquis beuchte mich!“

„Heute?“

„Vor einigen Stunden!“

„Nun, Exellenza?“

„Ja nun, ich hatte Kenntniß davon, was vorgegangen und —“

„Und?“

„Ach, Ihr kennt mich ja und meine Vorliebe für die Raubthiere, für meinen Puma zum Beispiel!“

Der Gouverneur blickte sich scheu nach der Thüre um und seine Haare sträubten sich gelinde empor, was jedenfalls Anzeichen waren, daß auch er bereits ein Mal, vielleicht auch öfter die Rolle des Oberrichters der zahmen wilden Bestie der Marquise gegenüber einzunehmen genöthigt gewesen war.

„Exellenza —!“ rief er zitternd.

„Ihr begreift also, mein Herr?“

„O, vollkommen!

„Doch Ihr, wie kommt Ihr hierzu?“

„Ich habe es — nein, einer meiner Diener hat es gefunden!“

„Gefunden?“

„So sagte er wenigstens!“

Die Marquise warf ihrem Gemahl einen Blick zu, welcher demselben bis auf den Grund der Seele drang.

„Wahrheit oder Lüge!“ murmelte sie, „man kann nicht wissen; also wäre der Marquis unvorsichtig!“

Laut fügte sie hinzu.

„So wollen wir die beiden Dokumente zusammen aufbewahren!“

„Exellenza —“

„Ohne Widerrede, es bleibt dabei!“

Die stolze, herrische Dame machte eine Bewegung mit der Hand und schloß beide Papiere in den Kasten.

Der Gouverneur, welcher die erste sehr gut verstand, verbeugte sich und ging, ohne daß er es wagte, sich zu widersetzen.

Er war wie ein geängstigter Mensch gekommen, der sich Rath holen wollte; er ging, wie ein hinausgestoßener Mann, der es fühlte, daß er die Demüthigung, welche ihm eben zu Theil geworden, verdiente.

Die wirrsten Gedanken durchkreuzten auf dem Rückwege nach dem Schlosse seinen Kopf, aber er war weit entfernt, die Wahrheit zu ahnen, obschon ihm auch seine Gemahlin verdächtig vorkam.

Jedenfalls aber war sein Benehmen gegen den Marquis anders, als es gewesen wäre, wenn er keine Kenntniß von der Correspondenz zwischen diesem und dem General-Capitain gehabt hätte.

Er ließ ihn zwar vor, weil er ihn hatte rufen lassen, aber der so gefügige und schmiegsame Gouverneur zeigte sich jetzt ernst und kalt.

Er erwiderte stumm den Gruß des Oberrichters und sagte dann:

„Ich wollte mit Euch Rücksprache über eine Sache nehmen, Sennor, die sich indessen schon erledigt hat!“

„So kann ich nicht mehr dienen!“

„Nein!“

Der Marquis war verwundert, doch war das Benehmen des Gouverneurs sehr gut aus seinem eigenen zu erklären.

Er entfernte sich und würde zu der Marquise gegangen sein, wenn er nicht ein eigenthümliches Grauen vor dieser Dame empfunden hätte.

Als er zu Hause anlangte, fand er einige Zeilen derselben vor, welche ihn über den Verbleib seines Schreibens benachrichtigten.

Er warf sich auf das Sopha und rief:

„„Eine solche Gegnerin zu finden, durfte ich nicht erwarten; doch suchen wir auch sie zu bekämpfen, wie sie ist, und hauptsächlich zu siegen!“

Diesen Vorgängen gemäß war also die Stimmung der Versammelten, als sie die Tochter des Gouverneurs empfingen.

Mit diesen Stimmungen gegeneinander, sahen sie auch den Indianer wieder anlangen, dessen Person eine so merkwürdige Rolle spielte.

„Ihr bringt den Verbrecher wieder?“ fragte der Gouverneur den Oberstlieutenant.

„Ja, Exellenza!“

„Ihr werdet für seine sichere Haft sorgen, Sennor!“

„Exellenza befehlen!“

„Es ist gut!“

Der Oberstlieutenant wendete sich an Paez.

„Gedenket Eures Versprechens!“

„Ich werde!“ sagte der junge Mann matt.

Paez wurde der Wache übergeben; die Soldaten zogen ab, das Volk verlief sich und die hohen Personen, welche ein besonderes Interesse an dem Indianer zu nehmen schienen, entfernten sich nach stummen kalten Grüßen.

Maria, auf dem Arm ihrer Cousine gestützt, blieb bis zuletzt und wankte dann die Treppen hinan; ihr Herz schien gebrochen.

Am nächsten Morgen in der Frühe brach jene Caravane auf, welche wir bereits vor Cumana anlangen sahen, um dort die Erlaubniß zum Einzuge zu erwarten.

Es langte jedoch nicht allein diese an, sondern der General-Capitain Monteverde selbst.

Monteverde betrachtete den gefangenen Offizier mit einem düstern, Unheil verkündenden Blicke.

Aber er schwieg.

Er betrachtete auch den jetzt wieder gefesselten Indianer, der matt, schlaff und anscheinend stumpf dasaß, und schüttelte den Kopf.

„Welche Unkenntniß des Landes!“ murmelte er, „was können diese Wilden schaden oder geschadet haben; Marquis, Marquis, Ihr habt einen schlechten Mißgriff gemacht; doch gleichviel!“

Nachdem er noch einen Blick auf José geworfen, sagte er zu dem Offizier.

„Mein Herr, Ihr werdet nach Spanien zurückgehen, und den — nun den bringt in die Kasematten!“

Das war für José Paez Verhör und Urtheil, und obschon letzteres mit sichtlichem Widerwillen ausgesprochen worden, war es doch nicht minder von Wirksamkeit, als wenn ein höchster Gerichtshof es gefällt hätte, denn es wurde sofort ausgeführt.

Die Casematten in Cumana aber waren der Verwahrungsort für diejenigen Verbrecher, welche auf Lebenszeit und zu Ketten verurtheilt wurden.

19.

Die Casematten.

Kennt der Leser den Ausdruck Casematten?

Weiß man, woher die Casematten stammen und zu welchem Zwecke sie dienen?

Das letztere ist freilich in der neueren Zeit so bekannt geworden, daß diese Frage überflüssig erscheint.

Indessen wäre es dennoch möglich, daß es Jemand gäbe, der es nicht weiß und für ihn möge es näher angedeutet werden.

Casematten sind bombenfeste Gewölbe, welche in Festungen unter dem Hauptwalle und den Basteien angebracht sind, und die dazu dienen, den Graben zu bestreichen, Minen anzulegen, grobes Geschütz und unter Umständen auch die Garnison selbst aufzunehmen.

Was aber die zweite Frage anbelangt, so entstammen sie der spanischen Befestigungskunst, welche sie erfunden hat.

Daher stammt denn auch ihre Benennung und ihr eigentlicher spanischer Name ist Casa matare, das heißt: Mordkeller!

Ja, Mordkeller ist der Ausdruck, welcher sich unter dem unverfänglichen Namen Casematten versteckt, der eine Nebenbedeutung, eine schaurige Nebenbedeutung dieser Räume nicht ahnen läßt.

Diese Nebenbedeutung aber ist, daß man in Friedenszeiten Gefangene in den Casematten verwahrt.

Es ist gleichgiltig, wie weit sich dieser Gebrauch gegenwärtig erstreckt oder wo er üblich ist.

Aber wie die Casematten eine Erfindung der Spanier sind, so waren auch die Spanier die ersten, welche sie dazu verwendeten, die unglücklichen Opfer der Gerechtigkeit, wohl gar auch, was in Spanien nie etwas Neues war, der Willkühr, in denselben aufzubewahren.

Dies ist leicht erklärlich.

Spanien, welches eine Zeit hindurch die halbe Welt beherrschte, mußte diese halbe Welt erst erobern.

Es that dies, wie man zugestehen muß, mit einer Kraft, die man bei Behauptung der Eroberung vermißte.

So lange es aber eroberte, befestigte es auch, was so viel heißt, als daß es Festungen anlegte, um von dort aus weiter zu erobern.

Aber eine schnell aufgeworfene Schanze und die zu einer Festung zusammengefügten Schanzen sind noch keine Stadt.

Ein erobertes, von einigen Festungen beherrschtes Land ist noch keine organisirte Provinz mit allen Instituten der Civilisation, wozu unfehlbar Zuchthäuser und Gefängnisse gehören.

Dennoch hatten die Eroberer bereits Leute zu verwahren, die sie Verbrecher nannten, nicht etwa, weil sie Verbrechen begangen, sondern weil sie die Spanier für Räuber hielten und sie als solche züchtigen wollten.

Mit andern Worten, weil sie leicht versuchen konnten, die Räuber und Unterdrücker wieder zu vertreiben, und solche Verbrecher sind stets als die schlimmsten bezeichnet worden von denen, welche sie zu fürchten hatten.

Als aber die Spanier nicht wußten, wohin sie mit diesen Verbrechern sollten, sperrten sie dieselben in die Casematten.

Später fand man dies Verfahren so bequem, daß es dabei verblieb.

Wenn aber die armen Gefangenen, welche in diesen Räumen

aufbewahrt wurden, ihnen den Namen Casa matare gaben, so hatten sie wohl Recht.

Denn wer sich die Casematten einer holländischen, oder einer französischen Festung ansieht, oder sich in einer deutschen oder russischen Festung befunden hat, der hat noch keinen Begriff von dem, was eine spanische Casa matare ist.

Ja, er hätte eine solche sogar im europäischen Spanien sehen können und würde sich gesträubt haben, einen Vergleich zwischen ihr und den bombenfesten Gewölben Südamerika's, wie sie einst waren, anzustellen.

Noth kennt kein Gebot, sagt ein altes Sprüchwort, und es spricht wahr.

Wie die Umstände es erlaubten, auf schwindelnder Höhe in Steine gehauen, im tiefen Sumpfe aus Morast zusammengeklebt, entstanden die Festungen im spanischen Amerika unter den Händen von Männern, die ausgezogen waren, eine Welt zu erobern, die man noch nicht kannte.

Sie eroberten diese Welt gegen die Eingeborenen, welche sie besaßen, und vertheidigten dieselbe gegen Neider, welche sie ihnen nicht gönnten, und mußten deshalb Zeit, Ort und Verhältnisse wahrnehmen.

Aber ihre Zeit maß häufig nach Augenblicken, der Ort wurde vom Zufall bestimmt und die Verhältnisse waren ihnen meistens ungünstig.

Daher bekennt sich auch die Kritik als unbefähigt, jene große Zeit zu beurtheilen.

Sie staunt mit, wo Alles staunt über die riesigen Unternehmungen einer Hand voll Leute, die Niemand begreift.

Ob dies aber geschieht, oder nicht, das Thatsächliche blieb und war verkörpert in den Festungen, welche unsere Zeit übernahm.

Und Cumana gehörte zu den Plätzen, welche in jener Periode entstanden, es gehörte zu den Festungen, die aus einem Sumpfe empor wuchsen, nicht in einer Nacht wie Pilze, aber in einigen Tagen wie die Wasserblumen, welche demungeachtet Lust zu haben scheinen, nie zu vergehen.

Eine halbe Meile vom Meere in einer der wenigen ungesunden

Gegenden der Nordküste Südamerika's waren die Befestigungswerke zuerst angelegt, um die Landung der eigenen Schiffe zu decken und die der feindlichen zu verhindern.

Als später der erstere Umstand, Händler, Krämer und Kaufleute herbeizog, baueten sie sich im Innern an und es entstand die Stadt.

Aber die Befestigungen blieben wie sie waren und mit ihnen die Casematten, wie sie im ersten Augenblicke angelegt waren, lange schmale Räume von fünf Fuß Höhe, mit Wänden von Faschienen und Strauchwerk und einem Boden, der sich in Morast verwandelte, sobald feuchtes Wetter eintrat.

So waren diese Casematten bei ihrer Erbauung.

Ob die Zeit von zwei Jahrhunderten etwas zu ihrer Veränderung, namentlich aber zu ihrer Verbesserung beitragen konnte, mag jeder selbst beurtheilen.

Und hierhin ward José Paez nach seiner Ankunft in Cumana gebracht.

Als solches aber geschah, wurden die Casematten der Festung nicht mehr zur Aufbewahrung wichtiger Verbrecher oder sogenannter politischer Gefangenen benutzt.

Für diese war in ganz Venezuela Caraccas der Aufenthalt.

In jene dagegen sperrte man jenes Heer Unglücklicher, deren Begriffe über das Mein und Dein so schrecklich verwirrt waren, daß sie sich nicht scheuten, beim Verfolgen ihres vermeintlichen Rechts den Gegner aus dem Wege zu schaffen, also Räuber und Mordbrenner, wenn sie nämlich — keine Spanier waren.

Ferner jene Mörder aus Rache, oder solche, die in der Uebereilung einen Todschlag sich hatten zu Schulden kommen lassen, wenn sie niedern Klassen der Gesellschaft angehörten.

Endlich entlaufene Sclaven oder unnatürliche Sünder, welche damals noch, weil es die Religion angeblich so gebot, mit grausamen und harten Strafen belegt wurden.

Fast alle trugen Ketten und es konnte davon nur befreien ein hinfälliges Alter, oder das Ende derjenigen Krankheiten, die kein Arzt, sondern der Tod hob.

An solchen war, wie man sich leicht denken kann, niemals Mangel.

Denn so gesund im Allgemeinen das Clima in ganz Südamerika war, so ungesund mußte der Aufenthalt in den Casas matares sein.

Während der Regenzeit gab es Ruhr und eine Art Krankheit, die mit der heutigen Cholera viel Aehnlichkeit hatte und kalte Fieber.

Während der heißeren Monate herrschen hitzige Fieber und sogar der gelbe Jack zeigte sich manchmal zum Schrecken der Bewohner der Stadt unter den Gefangenen.

Trug die Räumlichkeit und die verpestete Luft in derselben hiervon einen Theil der Schuld, so mußte der zweite Theil den Nahrungsmitteln zugeschrieben werden, die den Sträflingen gereicht wurde.

Und hierin hat Spanien ebenfalls das nicht beneidenswerthe Vorrecht, es den Gefängniß-Verwaltungen aller andern civilisirten Länder zuvorgethan zu haben.

Was nun José Paez in dieser Hinsicht anlangt, so kannte er Alles dieses nicht.

Wenn ihm indessen auch diese Sachen bekannt gewesen wären, augenblicklich würde er gar nicht ein Mal an sie gedacht haben, weil er überhaupt an Nichts dachte.

Die letzte Anstrengung, eine Art Aufflackern des Restes seiner Kräfte schien Körper und Seele der jungen Indiers völlig gebrochen zu haben.

Er schien gefühl- und willenlos zu sein, und sein Leben nur noch aus dem Mechanismus seiner Glieder zu bestehen.

Das war der Eindruck, welchen er auf Jeden, der ihn sah, machte, und selbst die Soldaten, welche als Wachen in den Casematten waren, betrachteten ihn mit jenen Blicken, welche ein Bedauern andeuteten, das, ungeachtet es nicht ausgesprochen wird, oft aufrichtiger ist, wie ein in Worte gefaßtes Beileid.

José trug bereits Ketten und dies vereinfachte die Aufnahme-Ceremonie.

Diese war an sich schon das Einfachste, was es geben konnte.

Denn so wie er das matt beleuchtete Erdgewölbe betrat, trat ein Mann an einen daselbst befindlichen Tisch, auf welchem ein Buch lag und zu diesem ward der junge Mensch geführt.

„Wie heißt Du?“ fragte der Mann.

Paez starrte ihn an, ohne zu antworten.

Der Mann wendete sich an seine Begleiter.

„Ist der Bursche stumm?“ fragte er.

Einer der Ersteren reichte diesem ein Stückchen Papier hin und er schrieb mit langen, unregelmäßigen Buchstaben etwas in jenes Buch hinein.

Dann aber wendete er den Kopf ein Wenig nach links und zeigte mit dem Daumen seiner rechten Hand über die rechte Schulter.

Auf dies Maneuvre oder auf diese Pantomine, die im Grunde genommen ausdruckslos erschien und die doch ihre wichtige Bedeutung hatte, erschienen aus dem dunklen Hintergrunde des Raumes ein Paar noch dunklere Wollköpfe, welche Paez sofort ergriffen.

So wie sie ihn aber erfaßt hatten, zerrten sie ihn mit sich, öffneten eine Thüre und stießen ihn in den dahinter befindlichen Raum.

José ließ auch dies Alles willenlos mit sich machen und zeigte erst wieder Gefühl und Leben, als er sich in einem trübe erleuchteten Behälter sah, dessen Boden weich und schlammig, dessen Wände unregelmäßig und düster erschienen und an denen eine Anzahl finsterer Gestalten schweigend umherstand oder lag.

Der junge Mann empfand eine Art von Verlegenheit und schlug den Blick zur Erde nieder.

Von jenen Gestalten aber, deren kleinste Bewegungen das grausige Klirren der Ketten begleitete, löseten sich einige von den Wänden ab und traten zu dem Indier heran.

Es waren Neger, Leute der verachtetsten Raçe, welche aber hier auf der untersten Stufe des gesellschaftlichen Lebens der Menschheit auch die größte Frechheit entwickelten.

Sie blickten dem jungen Menschen grinsend in das Gesicht und einer höhnte:

„Ah, Massa Rothhaut; seltener Vogel!“

Andere lachten; alle anwesenden Gefangenen aber reckten die Köpfe empor.

Entweder der Spott, oder die Nähe jener Schwarzen, oder Beides zusammen riefen in der Brust des jungen Mannes ein deutliches Bewußtsein wach.

Er richtete sich empor und blickte die Neger stolz an, ohne sie indessen eines Wortes zu würdigen.

Dann schritt er bei Seite und warf sich auf den Boden.

So wie aber Paez die Bedeutung des Urtheilsspruches, welcher ohne Verhör und Gericht hier über ihn gefällt worden, nicht kannte, kannte er auch nicht die Bedeutung der Strafe, zu welcher ihn jener verurtheilte.

Doch es lag wenig Unterschied darin, ob er ihn kannte oder nicht, sein Instinkt sagte ihm bereits, daß er für immer hierher gebracht worden.

Und doch war dem nicht so.

Denn während Valdoz und er das Loos vernommen, welches ihnen zu Theil werden sollte, befand sich unter der Zuschauermenge, welche sich am Thore von Cumana angesammelt hatte, auch ein Mann, der nicht wie jene sich zwecklos hier eingefunden hatte.

Und während Valdoz von einigen Kameraden in Empfang genommen ward, folgte jener dem Indier und der Truppe, die ihn fortführte.

So wie aber Paez in den grausigen Behälter der gemeinen Verbrecher gebracht worden, eilte er zu dem Jesuiten-Collegium.

Der Profeß Lainez schien ihn nicht allein bereits erwartet zu haben, sondern der Mensch, welcher nicht als ein dienender Bruder, aber auch nicht wie ein Mönch aussahe, mußte wohl Freiheit haben, ihn zu jeder Stunde aufzusuchen; denn er trat unangemeldet in die Zelle des Priors.

Daß solches aber oft geschah oder bereits geschehen, dafür sprach das Benehmen des Letztern, welcher sich bei den Tritten nicht einmal umsahe.

Er richtete nur den Kopf von dem vor ihm liegenden Andachtsbuche ein Wenig auf, wie Jemand, der besser hören will, und sagte einfach:

„Nun?"

„Er ist in die Casematte gebracht!" lautete die Antwort.

Der Prior machte eine Bewegung mit der Hand und jener trat wieder ab.

Lainez aber blieb noch längere Zeit sitzen und momentan zog ein feines Lächeln über sein Antlitz.

Offenbar dachte der Priester darüber nach, was er in dieser Sache zu thun habe und was sich thun lasse.

Endlich schien er zu einem Entschlusse gekommen zu sein, und verließ das Kloster, um sich wiederum, wie er es vor einigen Tagen gethan, nach dem Gouvernements-Pallaste zu begeben.

Es darf wohl nicht bemerkt werden, daß der Profeß jetzt vollständig von den Vorgängen in Nueva Barcelona unterrichtet war.

Es darf ferner auch wohl nicht erst gesagt werden, daß dieselben für ihn wie für viele Andere, ja für das ganze Land von so entschiedener Wichtigkeit erschienen, wie sie Monteverde für unwichtig hielt.

Der Schritt, welchen er jetzt zu thun gedachte und that, spricht dafür.

Ganz wie vor wenigen Tagen, ward der Profeß sofort zu dem Gouverneur geführt.

Dieser war noch erfüllt von jenem Gefühle unheimlicher Beklemmung, in welches ihn die von den Jesuiten ausgeübte heimliche Autorität versetzt hatte.

Aber er empfing den Prior, den er deswegen haßte, freundlich weil er ihn auch derselben Ursache wegen fürchtete und verbeugte sich tief vor demselben.

„Ich bitte um Verzeihung, wenn ich stören sollte, Exellenza!“ sagte Lainez bei seinem Eintritt.

„Ihr stört nie, ehrwürdiger Padre!“ versetzte jener.

„Ihr ließt mich vor einiger Zeit rufen!“

„Ich that es und statte Euch meinen Dank ab!“

„Dank, daß ich kam, doch nicht!“

„Auch deswegen, ja, dann aber wegen der freundlichen Erfüllung meiner Bitte hinsichtlich des Schreibens, wovon wir sprachen.“

„Ach ich wußte nicht, in welcher Beziehung ich zu demselben stände!“

„Ich auch leider nicht, Herr Prior; doch mein Dank ist aufrichtig!“

„Ich muß denselben zurückweisen; doch erlaubt, daß ich eine Bitte ausspreche!“

„Mit Vergnügen!“

„Es ist heute ein Indier in die Casematte gebracht!"

„Ja und dies auf meinen Befehl!"

„Darf ich das Verbrechen oder Vergehen desselben wissen!"

Der Gouverneur wendete sich zum Tische und nahm von demselben ein Papier.

Es war dasselbe Schreiben, dessen Inhalt der Prior bereits kannte.

Daran zweifelte übrigens der Gouverneur durchaus nicht, obschon ihm dasselbe unversehrt zugekommen war.

Er durchflog dasselbe aber jetzt nochmals und es ist möglich, daß er nur Zeit gewinnen wollte, um seine Antwort zu überlegen.

Nach einiger Zeit antwortete er lauernd.

„Ja, ehrwürdiger Prior, das ist eine eigenthümliche Sache!"

„So wenigstens hat man auch mir berichtet!"

„Ei, auch Euch!"

„Ja, Excellenza, denn jener Indier verging sich gegen das Gebot der Kirche!"

„So —? nun das möchte schlimmer sein wie sein anderes Vergehen!"

„Ich glaube es auch!"

„Ihr wißt übrigens wohl, daß diese Indier schwer zu regieren sind!"

„Es ist bekannt, Excellenza!"

„Und daß von Leuten, die als Neulinge in das Land kommen, leicht Mißgriffe Betreffs ihrer gemacht werden können!"

„Sollte dies hier der Fall sein?"

„Hm, es ist schwer zu sagen, aber ich glaube es fast!"

„So wären auch in die Gerechtigkeit des Urtheils, welches seine Angehörigen verdammte, Zweifel zu setzen"

Der Gouverneur zuckte die Achseln.

„Ich bin wenigstens, wenn ich aufrichtig sein soll, mit jenem Verfahren nicht ganz einverstanden!"

„Excellenza machen da ein böses Zugeständniß!"

„Ich bitte, Herr Prior; das Gouvernement von Nueva Barcelona ist mir in Betreff der innern Verwaltung der Provinz, keine Verantwortlichkeit schuldig, es wäre denn, daß es meiner Unterstützung bedürfte!"

„Und dieser Fall ist eingetreten?"

„Insofern ja, als die Militair- und Civilgewalt über die vorzunehmenden Schritte nicht einig waren!"

„Ah — doch, was soll aus dem Indier werden?"

Der Gouverneur machte wiederum eine Bewegung, welche zugleich Zweifel und Gleichgültigkeit andeutete.

„Geschehene Dinge!" sagte er, „sind nicht gut zu ändern, und nach ihnen halte ich die Freilassung des Indiers für nachtheilig!"

„So werdet Ihr ihn nicht tödten lassen wie der Gouverneur von Cumana seine Verwandten!"

„Ich habe keine Lust dazu, und würde in den Fehler meines Collegen verfallen; ich halte diese Verurtheilungen für unpolitisch!"

Ueber das Gesicht des Priors glitt ein kaum bemerkbarer und von dem Gouverneur auch nicht bemerkter Zug.

Aber es lag viel in dieser leisen Andeutung eines Siegesgefühls, welches sein Inneres bewegte.

Monteverde, der wie schon gesagt worden, ein Mann von großer Klugheit war, ging vielleicht in seinen Zugeständnissen zu weit.

Aber warum sollte er es nicht, da er, um Alles zu sagen, über die Vorgänge in Nueva Barcelona höchlich erzürnt war.

Der Gouverneur gehörte nämlich zu jenen außerordentlichen Menschen, welche auf die Pulsschläge der Zeit Achtung geben.

Er gehörte zu jenen, die mit dem geistigen Auge mehr sehen wie mit dem leiblichen, und wir werden dies in der spätern Zeit und in den Ereignissen derselben, die er mit weißem Haupte wie ein Jüngling beherrschte, bewahrheitet finden.

Denke man sich hierzu genau seine Lage.

Er selbst ein Mensch von Fähigkeiten, Talenten, Genie und ungemeiner Energie; ein Mensch, der in geregelten Verhältnissen die Welt in Erstaunen gesetzt haben würde, der aber von seiner Umgebung und den Umständen abhängig bleiben mußte, und dies, weil er der einzige Fähige unter Tausenden war, die theils seines Gleichen, theils niedere Beamte waren.

Er sagt darüber selbst in einem Rechenschaftsberichte:

Es war unmöglich, diesen Leuten beizubringen, daß ein Moment zehn Jahre beherrscht und zehn Jahre nicht einen Augenblick ausmachen.

Doch damit noch nicht genug, war er mit jener Schranke umgeben, die die Kirche überall für Spanien zog.

Diese Schranke war unersteigbar, war zu fest, um eingerissen zu werden und wer in ihr gefangen war, mußte den Umständen, von welchen wir gesprochen, Rechenschaft tragen.

Außerdem war Monteverde selbst, — und er sollte dies später glänzend zeigen — Soldat und bewährte als solcher jene Ehrlichkeit, welche dem Muthe stets eigen ist.

Was vielleicht jeder Andere an seiner Stelle verschwiegen oder verleugnet hätte, das erklärte er daher offen, und unumwunden, und mochte auch wohl glauben, daß er solches dreist thun könne.

Doch er gab die gedachte Erklärung zufällig grade dem Einzigen, welcher sie unter Millionen am wenigsten hätte bekommen dürfen.

Er gab sie einem Manne, der alles zu benutzen verstand und alles benutzen sollte, und der sich, wie wir gesehen, über das Bekenntniß so freute, daß er diese Freude fast offen gezeigt hätte.

Als aber jenes unmerkliche und unbemerkte Zeichen derselben, so rasch wie es gekommen, nämlich einem flüchtigen Gedanken ähnlich, auch wieder verschwunden war, sagte der Prior schnell:

„Dies, Exellenza, machte einen Theil meiner Bitte, die ich an Euch richten wollte, aus!"

„Derselbe ist also unnöthig!"

„Ich sehe es ja, doch wie ich höre, ist der Gefangene in die Casematten gebracht!"

„Allerdings, denn ich muß ihn zu den gemeinen schweren Verbrechern zählen!"

„Exellenza möchte ich zu bedenken bitten, daß der Mensch kein Dieb, kein Räuber und kein Mörder ist, daß sein Verbrechen einzig und allein in seinem heißen Blute liegt!"

„So wißt Ihr, was er begangen!"

„Ich weiß es jetzt, ja!"

„Ihr habt also weitere Nachrichten aus Barcelona erhalten!"

„Ich hatte bereits die Ehre mitzutheilen, daß ich sie erwartete!"

„Nun denn! das Verbrechen des Indiers ist größer, als wenn er nur einfach gestohlen oder geraubt hätte!

„Es ist doppelt, Exellenza!"

„Ganz Recht, es ist doppelt!"

„Aber wegen des schwersten Vergehens traf ihn bereits der Fluch der Kirche!"

„Ah — das wußte ich nicht!"

„Zu dem andern aber hat ihn die Handlungsweise eines Menschen getrieben, der, wie Exellenza selbst gesagt, in dieser Angelegenheit unpolitisch handelte!"

„Das habe ich bereits in Betracht gezogen!"

„Ich sollte aber glauben, daß der Mensch schwer genug bestraft sei!"

„So meint Ihr, daß ich ihn frei lassen sollte?"

„Das nicht, aber ihn in einsamer Haft in das Staatsgefängniß bringen lassen und uns zu erlauben, dem jungen Manne den Trost der Religion zu spenden!"

„Der Mann scheint für Euch eine besondere Wichtigkeit zu haben.

„Das haben alle bekehrten Indier, Exellenza weiß selbst, daß nur durch die Macht der Religion die Herrschaft über die Steppen-Söhne zu erlangen ist!"

„Das ist richtig!" murmelte der Gouverneur.

Während er aber diese Worte mehr zu sich selbst, denn als eine Antwort auf die Behauptung des Priesters sprach, blickte er vor sich zu Boden.

Was jedoch in dem kurzen Momente des Schweigens, während er nachsann, Alles durch in das Gehirn des Mannes ging, hätte wohl schwerlich Jemand errathen sollen.

Er wußte recht gut, daß die Jesuiten seit lange schon der Regierung das Widerspiel hielten.

Aber er konnte, wie Alle, nur glauben, daß die Clerisei und die Gesellschaft Jesu, an der Spitze ihr altes Ziel, die Beherrschung der Welt, verfolgten.

Es war indessen sehr gut möglich, daß bei dieser Gelegenheit das Interesse jener und der Regierung zusammenlaufen konnte.

Zu dem hatte der Prior, hinsichtlich seiner Behauptung, vollständig Recht.

„Nun denn!“ sagte der Gouverneur endlich, „ich will auch diese Forderung gewähren!“

„Exellenza, ich forderte nicht, ich bat nur und zwar weil ich weiß, daß der Indier, noch unverdorben, in der Gesellschaft jener Verbrecher verderben würde!“

„Gut also, doch Herr Prior, Ihr werdet mir versprechen ihm unter keinen Umständen zu einer Flucht behülflich zu sein!“

„Ich verspreche es, Exellenza!“

Der Gouverneur ging an seinen Tisch und schrieb einige Zeilen auf ein Papier, wonach er an der Glocke ein Zeichen gab.

Er gab sodann dem eintretenden Sekretair jenes Papier und dieser entfernte sich damit.

Auch der Prior empfahl sich.

Der Sekretair aber begab sich zunächst nach der großen Plaza, wo er seine Ordre dem Offizier der Wache einhändigte.

Dieser schickte sofort einen Korporal und vier Musquetiere ab, welche sich nach den Casematten begaben, wo ersterer das Papier an jenen Mann gab, der den Namen des Gefangenen einregistrirt hatte.

„Oho!“ rief dieser, „also ein Bursche von Bedeutung!“

„Ich weiß es nicht!“ antwortete mürrisch der Korporal.

Der Mann, welcher die Aufsicht über die Casemattengefängnisse zu haben schien, ging hierauf zu der Thür, welche in den innern Raum führte!

„José Paez!“ rief er.

Ein dumpfes Gemürmel war die Antwort auf diesen Ruf und mehre Gestalten fuhren bei dem trüben Lichtscheine erschrocken empor.

Das war ein Zeichen wie verhängnißvoll ein solcher Aufruf sonst sein mußte und er war es wirklich, weil man hier nur gerufen wurde um den letzten Gang zu machen.

Als aber alle, die dies wußten und die darauf etwas gaben, begriffen, daß sie nicht gemeint seien, schwieg das ängstliche Murmeln wieder.

„José Paez!“ rief der Mann zum zweiten Male mit erhöhter Stimme.

Alles schwieg.

Der Mann ging einige Schritte vor und rief abermals:

„José Paez!“

„Ich glaube man meint Euch!“ sagte ein vierschrötiger Mulatte, indem er Paez anstieß.

„Mich?“

„Gewiß, wenn Ihr sonst José Paez heißt!“

„So heiße ich allerdings!“

„Ah, dann geht nur!“

Paez, der so mit der Außenwelt abgeschlossen hatte, daß er nicht einmal auf seinen Namen hörte, begriff auch die Rede des Mitgefangenen nur undeutlich; aber er erhob sich und schritt vor.

Auch diese Bewegung begleitete ein dumpfes Murmeln, aber weit verschieden von jenem frühern Murren, welches Angst und Schrecken aussprach.

Dies dagegen bedeutete Zorn, ingrimmigen verbissenen Zorn, den auch der Stier an den Tag legt, wenn ein anderes Opfer vor seinen Augen zur Schlachtbank geführt wird.

Der Aufseher der Casematten dagegen prüfte nochmals das Blatt, und warf einen Blick auf den Gefangenen.

Aber hier konnte kein Irrthum obwalten, es stand deutlich da — der Llanero, und es gab nur einen hier.

„Folgt mir!“ sagte er.

Paez that es, und Beide schritten hinaus.

Die zurückbleibenden Gefangenen aber horchten mit verhaltenem Athem fast eine Stunde lang, ob sie nicht Schüsse fallen hören würden.

Sie hörten solche nicht.

Denn statt, wie sie vermeinten, dem Tode, ward José zunächst den Soldaten überliefert.

In Mitte derselben ging er zur Hauptwache.

Von dort abermals zwischen vier Soldaten durch einige Straßen bis zu einem hohen, düstern, mit Thürmen versehenen Gebäude, das von einem Graben umgeben war.

Die über denselben führende Zugbrücke ward niedergelassen, und die Eskorte betrat mit ihrem Gefangenen den Hof und endlich das Gebäude.

José, der alles was bisher geschehen, nur flüchtig beobachtet und

bemerkt hatte, erhielt sein Bewußtsein fast ganz zurück, als ihm die Ketten abgenommen wurden.

Er blickte erstaunt umher.

Doch was er bemerkte, waren finstere Wände, Soldaten und Männer, wie er sie sonst nicht gekannt, aber seit einigen Tagen kennen gelernt hatte.

Er durfte nicht zweifeln; es war immer noch ein Gefängniß, welches ihn aufnehmen sollte.

20.

Im Staatsgefängniß.

Paez irrte keineswegs, wenn er den neuen Aufenthalt, welchen man ihm anwies, für ein Gefängniß hielt, obgleich solches, wie alle Eindrücke, welche der junge Mann seit kurzer Zeit empfing, vielleicht mehr seinem Gefühle oder Instinkte als seinem Verstande klar war.

Doch gleichviel, er ward, um es kurz zu sagen, ebenso unhöflich denn zuvor, nur mit dem Unterschiede, daß ihm, wie eben gedacht, die Fesseln abgenommen worden, in einen andern Kerker gewiesen.

Man glaube indessen ja nicht, daß jene Maaßregel ein Werk der Humanität oder ebenfalls Folge der Fürsprache des Priesters gewesen sei.

Nein, im Gegentheil, es war einmal so Sitte, daß die Klasse von Gefangenen, zu welcher der Indier jetzt gehörte, keine Fesseln trug, und wenn dies eines Theils vielleicht seinen Grund darin hatte, daß die Ersteren nicht selten den beiden höchsten Abstufungen der Bevölkerung Südamerika's angehörten, so trug jedenfalls die bedeutendere Festigkeit ihrer Kerker ebenfalls ihren Theil dazu bei.

Für José Paez aber war diese Entfesselung die größte Wohlthat, welche ihm nur gewährt werden konnte, weil sie ihm das Leben wiedergab.

Denn der halbwilde Sohn der Wildniß glich in dieser Hinsicht zu sehr dem stolzen Herrscher der Wüste.

Gefesselt ist der Löwe nur ein Thier wie jedes andere, seine Majestät ist hin, seine Kraft zeigt sich in nichts mehr und er, der sich bereits gegen die Banden versucht hat, versucht sie nicht weiter geltend zu machen.

Aber ungefesselt bleibt der König der Thiere auch noch im Käfig, wozu ihn die Natur bestimmte, und was seine stolzen Bewegungen im Freien nicht mehr zeigen können, das verräth sein Blick und seine Gebehrden.

Der König der Welt aber, der Mensch, welcher noch über ihn steht, muß etwas Aehnliches zeigen.

Wie der arme Indianer über die Gesellschaft im Kerker denken mochte, wenn er ja daran dachte, ist wohl nur schwer zu sagen.

Doch mochte er dieselbe während seines kurzen Aufenthalts in den Casematten lieb gewonnen haben, was nicht gut möglich ist, weil er kein Wort mit Jemand gewechselt hatte, oder nicht, was wahrscheinlicher ist; hier war er nach der Freiheit, welche man seinen Gliedern gönnte, auch wieder allein.

Ein unbestreitbarer Vortheil, oder vielmehr eine große Bequemlichkeit dagegen war ein Lager von Matten auf einem Holzgestelle, welches José bei dem Scheine der Leuchte des Schließers an einer der Wände des kleinen Zimmers erblickte.

Jener ließ ihn, ohne eine Aeußerung zu machen, allein.

José war somit wiederum im Finstern, aber diese Finsterniß hatte kaum noch etwas Grauenhaftes für ihn, da er tief aufathmete, als die schweren Schlösser und Riegel ihn abermals von der Welt abschlossen.

Und wahr ist es, die geringste Abänderung in der Lage eines Unglücklichen, welche eine Verbesserung verspricht, ist im Stande, einen Eindruck auf ihn hervorzubringen.

José, von Seelenschmerzen und Gemüthsleiden zerrissen und körperlich entkräftet, besann sich nicht lange, sondern warf sich auf das Lager.

Er entschlief auch sofort, und mußte nicht allein gut, sondern auch lange geschlafen haben, denn als er wieder erwachte, gingen

zwei, wenn schon nur schmale, aber doch goldene Lichtstrahlen schräge von einer Wand zur andern durch seinen Kerker und der ganze Raum derselben war mit einer Art von Dämmerlicht übergossen.

José schrie laut auf.

Dieser Ruf aber war ein Entzücken, denn sein Auge war der Erhöhung jener Strahlen gefolgt und hatte dort zwei, wenn schon stark vergitterte und hochangebrachte Fenster erblickt.

Fenster — Tageslicht, welche Worte für einen Gefangenen, der in der Finsterniß zu sitzen verdammt gewesen.

Welche freudevollen Ueberraschungen selbst für einen Verbrecher, der da weiß, daß er einen solchen Raum nur noch auf kurze Zeit bewohnen soll, um dann zum Richtplatz geführt zu werden.

José war mit dem Ausrufe zugleich aufgesprungen, und es schien einen Moment, als wolle er die Strahlen der eindringenden Morgensonne mit den Händen greifen.

Dann jedoch sank er auf seine Knie und sagte, wie früher einst, nur ein Wort, und dies hieß:

„Mein Gott!"

Er weinte wie früher, aber die Thräne, welche jetzt leise und verstohlen über seine gebräunte Wange schlich, war nicht von der Verzweiflung hervorgepreßt, sondern ein Dankopfer.

Zwei oder drei Sekunden schwelgte der junge Mensch so in einem Glücke, welches er noch nie gekannt hatte, und selbst der Gedanke daran, daß er Gefangener sei, konnte es deshalb nicht ganz unterdrücken.

Dann fiel sein Blick auf einen Tisch, welcher neben dem Kopfende seines Bettes stand.

Dieses Möbel, roh und rauh gezimmert, trug einen Schiffszwieback und ein hölzernes Gefäß, von welchem Rauch aufstieg, und José sah jetzt, wie fest er geschlafen hatte.

Man war bei ihm gewesen, ohne daß er etwas gehört hatte.

Zum ersten Male seit seiner Gefangennahme verspürte der junge Mann wirklich Hunger und aß.

Nach Verlauf einiger Zeit wurde die Thüre abermals geöffnet und ein Mann trat ein, um das einfache Geschirr zu holen.

José hatte sich bereits so weit gesammelt, daß er denselben forschend zu betrachten vermochte.

Der Mensch schien düster und mürrisch zu sein.

Demungeachtet wagte es Paez, ihn anzureden.

„Hört Sennor!“ sagte er.

„Was wollt Ihr?“

„Werde ich lange hier bleiben?“

„Ich weiß es nicht!“

Diese letzte Antwort besonders ward so drohend gegeben, daß Paez es nicht wagte, eine weitere Frage an den Mann zu richten, welcher einen Wasserkrug bei ihm zurückließ.

Die Bedeutung dieses Labungsmittels für den jungen Mann kennen wir bereits.

Er nahm den Krug zu sich und setzte ihn vor sich auf den Tisch.

Er legte beide Hände um denselben und die Lippen an seinen Rand.

Er schlürfte endlich mit langen Zügen und sichtlichem Wohlbehagen dies Getränk, als wolle er den Krug leeren.

„Also man will mich wenigstens nicht verschmachten lassen!“ sagte er dabei.

Eine gewisse Ruhe senkte sich allmählig in sein Inneres, nicht die Ruhe des Vergessens und der Apathie, sondern des fühlenden Nachdenkens.

Sein Unglück, welches so schwer war, daß es ihn zu erdrücken drohete, ward milder, als er die Größe desselben begriff.

Zwar starrte der junge Mann auch jetzt finster zu Boden, aber es war dies nur die Trauer, welche sich auf seinen Zügen ausprägte, und keine Wuth mehr.

Endlich lenkte ihn sogar die innere Ausrüstung seines Zimmers einige Momente gänzlich von seinen Gedanken ab.

Diese innere Ausrüstungen der Gefängnisse sind in der neuesten Zeit bekannt genug geworden.

Und merkwürdig — ihre Ausstattung und Einrichtung hat Aehnlichkeit in allen civilisirten Ländern und variirt nur hinsichtlich der größern oder mindern Grausamkeit, welche man gegen die unglücklichen Bewohner derselben beobachten zu müssen glaubt.

Was Cumana anbelangt, so müssen wir hier wiederum den Namen Monteverde nennen.

Der Mann war unstreitig groß, das bewies seine Thätigkeit, welche sich selbst bis auf das Innere der Kerker erstreckte, und daß einige derselben genau genommen nichts zu wünschen übrig lassen konnten, war sein Verdienst.

Daß aber die Casemattenhaft und die Art dieser Haft noch in Cumana bestand, darf ihm nicht zur Schande gereichen.

Die Wohnung des jungen Indianers war also keineswegs ein grausiger Aufenthalt.

Denn wenn man dieselbe auch wohl eigentlich kein Zimmer nennen konnte, so war doch der Behälter reinlich und trocken.

Bette, Tisch und ein Holzstuhl, wie Beides roh, zeigten keinen Schmutz, und das Trinkgeschirr zeugte von keinem langen Gebrauche ohne Reinigung.

Dies waren die Bemerkungen, welche der junge Mann bei einer Rundschau machte, die wohl Jeder an seiner Stelle vorgenommen hätte.

Aber die beziehungsweise glückliche Stimmung des jungen Mannes sollte nicht von zu langer Dauer sein.

Eine Abwechslung, weil sie immer noch neu war, brachte um die Mittagszeit die Erscheinung des Wärters oder Aufsehers.

Schon am Nachmittage empfand José Langeweile.

Der unwirrsche Schließer war ihm bereits am Abende zuwider, und da er nicht ermüdet war, konnte er während der Nacht nicht schlafen.

José wälzte sich umher, die Nacht ward ihm fürchterlich lang.

Am nächsten Morgen war es nur ein Wort, an welches Paez dachte, nämlich die Antwort des Schließers: ich weiß es nicht.

Er hatte erst nicht viel darauf gegeben, am allerwenigsten an die Möglichkeit gedacht, daß eine Ewigkeit in dieser lakonischen Antwort liegen könne.

Jetzt sagte ihm ein dunkles Gefühl, daß dieselbe mit jener vielleicht gleichbedeutend sein dürfte.

Er schauderte, und während des ganzen Tages beherrschte ihn Beklemmung, Angst und eine gewaltige Abspannung, als Folge der schlaflosen Nacht.

Diese Zustände und Erscheinungen dürfen Niemand Wunder neh-

men, sie sind so wenig individuelle, als durch gewisse Verhältnisse im Leben herbeigeführte.

Sie sind vielmehr allgemeine, und sind in ihrem ganzen Umfange ausgedrückt in dem Worte — Isolirhaft.

Wer darüber genauer belehrt zu sein wünscht, wende sich zu den Beobachtungen der Folgen und Wirkungen des ausschließlichen Zellensystems, desjenigen nämlich, welches ohne mildernde Unterbrechung Jahre lang angewendet wird.

Zu den Empfindungen des jungen Indianers aber gesellte sich jetzt noch ein gewisser Trotz, der seiner Abstammung natürlich sein mochte.

Dieser besonders machte es, daß er mit einer Art Eigensinn keine weitere Frage an den Aufseher richtete, der seiner Seits ebenfalls keine Lippe rührte.

Aber am dritten Tage hielt es unsern Gefangenen nicht länger.

„Ich bitte Euch um Alles in der Welt!" rief er, als der Wärter eintrat.

„Was wollt Ihr?" fragte derselbe ganz wie früher.

„Welches Loos wird mir zu Theil werden?"

„Ich weiß es nicht!"

„Aber wer weiß es denn?"

„Ich weiß es nicht!"

„Mann, Herr, Mensch oder Teufel, was wißt Ihr denn?"

„Daß Ihr Euch ruhig zu verhalten habt!"

José biß die Zähne zusammen und ballte die Fäuste, aber er hielt an sich.

Als der Aufseher später wieder kam, hatte er zu dem Seitengewehr ein Pistol in den Gürtel gesteckt.

„Er fürchtet sich!" murmelte der Gefangene, „aber es wäre vielleicht besser, ich reize ihn, daß er mich niederschösse!"

Alle schwarzen Gedanken tauchten wieder in seiner Seele auf, sein Unglück erschien wieder in seinen fürchterlichsten Schrecken.

José durchwachte wiederum die Nacht, und war am nächsten Tage noch bei weitem matter, als an den vorhergehenden.

Aber dieser Tag brachte ihm einen Gedanken.

Wir haben es schon ein Mal gesagt, daß der junge Mensch vor

dem Eintritt der Ereignisse, welche hier bereits erzählt worden, ein schuldloser, harmloser Knabe war.

Seine Harmlosigkeit mußte jenen grausigen Thatsachen zum Opfer fallen, das war natürlich.

Aber auch seine Schuldlosigkeit war nicht mehr vorhanden, weil der Fluch der Kirche auf ihm ruhete, und er durch die Schuld Anderer ihr Mitschuldiger war, weil seine Gedanken der einfach kindlichen Unschuld jetzt entbehrten.

José fühlte deshalb in sein Unglück, welches ihn zeitweise schon zu Boden gedrückt hatte, einen Haß sich mischen, einen Groll, welcher seinen Gedanken eine andere Richtung gab.

Bisher hatte das Geschehene in seiner Seele stets nur eine Rolle gespielt, oder doch nur selten einen Blick auf seine Zukunft werfen lassen, jetzt trat das Zukünftige an dessen Stelle.

Denn wenn er früher nur daran dachte, wie er im Kerker sich befinde, und wie er in denselben hineingekommen, so dachte er plötzlich daran, wie er wieder aus demselben herauskomme.

José machte die Gemüthsstadien eines Eingekerkerten durch, wie jeder andere Gefangene, aber seine letzte Stimmung hatte ihr Gutes.

Der Kerkermeister, welcher ihm stets die Galle in das Blut getrieben hatte, begann für ihn gleichgültig zu werden, oder doch eben keine andere Bedeutung als die des Aufsehers zu haben.

Dies hieß so viel, als eine Art von Maschine, welche mechanisch ihre Verrichtungen erfüllte.

Er versuchte es deshalb auch nicht weiter, dieselbe zum Sprechen zu bringen, sondern begann sich anderweitig zu beschäftigen.

José betrachtete die Fenster, die Gitter vor denselben, die Wände und die Verbindungen der Steine, was alles ohne Schwierigkeiten anging, weil er fast zwölf Stunden lang ein leidliches Tageslicht hatte. —

Er ging von hier ab auf seine Bettstelle, seinen Tisch und den Stuhl über, deren wenigen Nutzen er jedoch bald begriff, weil keins dieser Möbel auch nur einen Nagel, der zu seiner Zusammenfügung hätte dienen können, enthielt.

Das waren indessen seine Beschäftigungen bei Tage.

Während der Nächte hingegen, welche er schlaflos verbrachte,

wurden die Gedanken, welche er beim Anblick jener Gegenstände hatte, zu Plänen.

Dieselben waren zwar keineswegs genau begrenzt oder logisch den gegebenen Verhältnissen gemäß.

Sie liefen aber demungeachtet immer darauf hinaus, daß er, um seine Freiheit zu erlangen, die Wände durchbrechen müsse.

Dazu jedoch fehlten ihm Instrumente und die Frage, wie dieselben schaffen? nahm ihn fast acht Tage und Nächte in Anspruch.

Es war also eine Woche vergangen.

Während er aber diese Zeit nöthig hatte, bis zu einem Resultate zu gelangen, welches eigentlich noch eben so wenig, als nichts war, blieb man auch außerhalb seinetwegen nicht unthätig.

Was den Gouverneur anbelangte, so kümmerte sich derselbe, seit der Indier in das Staatsgefängniß gebracht worden, und er neben strenger Bewachung anbefohlen hatte, die Padres zu den Gefangenen zu lassen, zwar keineswegs weiter um diesen.

Aber desto mehr die Padres.

Denn innerhalb der Zeit der letzten Woche gab es keinen Tag, an welchem nicht ein Bote in dem Jesuiter-Collegium angekommen, oder abgegangen wäre.

Außer der Bezüglichkeit ihrer Nachrichten auf die Person des jungen Menschen aber, mochten dieselben wohl auch noch manches Andere enthalten haben.

Jedenfalls aber war man nunmehr erst einig geworden, was mit dem jungen Manne anzufangen sei, oder was die eingetretenen und etwa eintretenden Verhältnisse mit ihm vorzunehmen verlangten.

Dem Unternehmungsgeiste der Jesuiten ist Vieles möglich geworden, was andern Personen oder Korporationen unmöglich geblieben wäre.

Die Revolution in den spanischen Besitzungen hervorzurufen, schien seit langer Zeit keine große Schwierigkeit mehr zu haben.

Denn die starre Scheidung der Klassen in drückende Herrscher, welche zugleich Fremde waren und bedrückte Beherrscher, die sich als Eingeborene ansahen, trug den Keim dazu schon in sich, ja, derselbe bedurfte kaum einer Pflege zu seiner Entwickelung.

Aber es war auch nöthig für die Gesellschaft Jesu, daß der Auf-

stand siegreich endige und daß sie nach dem Siege derselben über die Anmaßungen des Mutterlandes jenen beherrschten.

Dazu gehörten Führer, welche zu siegen verstanden.

Dazu gehörten Führer, welche, nachdem sie gesiegt hatten, auch von den Priestern abhängig blieben.

Und wie schon bereits bemerkt worden, hatten es sich die Jesuiten vorgenommen, dergleichen zu erzielen.

Sie bebten sogar nicht zurück, als es galt, auch unter den Wilden hierzu ihre Leute zu suchen, und daß sie sie zu finden wußten, davon giebt die Wahl des Llanero Paez Zeugniß.

Denn als endlich von den Padres ein Entschluß gefaßt worden, begab sich der Prior Lainez zum ersten Male in den Kerker des Gefangenen.

Dieser, welcher bereits mit seinen Plänen so weit vorgerückt war, daß ihm das Selbstbewußtsein, wenn keines Unrechts, doch in seinen gegenwärtigen Verhältnissen zu bestrafenden Unternehmens zieh, hörte nicht ohne innere Erregung zu ungewohnter Zeit die Thüre seiner Zelle öffnen.

Es geschah dies an einem Vormittage.

Mit noch größerem Erstaunen aber sah er den Prior des Jesuiter-Collegiums zu sich eintreten, dessen Rang er an seinen äußeren Abzeichen kannte.

Die Thüre der Zelle ward hinter dem Prior wieder geschlossen.

Als Lainez eingetreten war, blieb er einige Zeit ungefähr zwei Schritte von der Schwelle regungslos stehen.

Sein Blick aber, der forschend auf den jungen Mann ruhete, war um so viell lebhafter.

José, doppelt durch das Auge und die Gestalt des Priors imponirt, schlug den seinigen zur Erde.

„Ich grüße Dich, mein Sohn!“ sagte er endlich.

„Ich danke, ehrwürdiger Vater!“ antwortete jener.

Die Beurtheilung, welche der Priester angestellt hatte, mußte wohl ein günstiges Resultat geliefert haben, denn er schritt zu dem Schemel und ließ sich auf denselben nieder, während er die Worte murmelte:

„Also nicht verzweifelt, wie ich glaubte!“

Dann sprach er laut.

„Setze Dich zu mir, mein Sohn!"

Was in gut katholischen Ländern schon ohne Ausnahme jedem Priester gezollt wird, Achtung und Ehrerbietung versagten ihnen nie in Südamerika die neu bekehrten Haiden.

José that mit gesenktem Blicke, was ihm der Priester geheißen.

Dieser warf nochmals einen forschenden Blick auf den jungen Mann und hob an:

„Mein Sohn, Dir ist ein großes Ungemach vom Himmel auferlegt; wie trägst Du die Prüfungen der Seele, welche Dir widerfahren?"

Der junge Mann hob die Augen einen Moment zu dem Priester empor, um sie indessen gleich wieder zu Boden gleiten zu lassen.

„Meine Leiden sind schwer! sagte er fast kaum vernehmbar.

„Ich glaube es, mein Sohn, aber es giebt ein Trostmittel für alles Ungemach, welches den Menschen auf der Welt treffen kann, ein Mittel, welches selbst unser Heiland am Kreuze nicht verschmähet und dieses ist das Gebet; hast Du Deine Gedanken schon zu Gott erhoben, mein Sohn?"

„Ich habe es, ehrwürdiger Vater!"

„So wirst Du auch die Leiden, welche Dir auferlegt, tragen, als ein Kreuz der Sünde, die Du begangen!"

Der junge Mann schwieg.

„Du hast," fuhr der Pfarrer fort, „die Strafe des Gesetzes verdient, mein Sohn, aber was noch mehr ist, Du hast auch den Fluch der Kirche auf Dich geladen!"

Der Jüngling lächelte bitter bei dem Gedanken an die Art, wie es geschehen, aber es war zu erkennen, daß neben der heiligen Scheu vor dem frommen Mann in seinem Herzen zugleich das Gefühl einer grausamen Kränkung sich geltend zu machen suchte.

Dies Gefühl bleibt nie, selbst bei dem im Wahne befangenen aus, sobald die ihm zugefügten Ungerechtigkeiten zu stark werden.

Der Prior beobachtete jede Regung und jedes Zeichen der Bewegung in dem Innern des Mannes so genau, als es seine Kenntniß des Menschen und die Außenseite eines solchen erlauben.

„Bist Du," fragte er, „überzeugt, daß Deine Strafe eine gerechte ist?"

„Mein Vater, ich weiß noch nicht, was über mich verhängt worden!"

„Du weißt es nicht, sagst Du; aber Du könntest es ahnen!"

„Ich kenne die Gebräuche der Spanier nicht genau, ich weiß nicht, was sie Recht, was sie Unrecht nennen, noch weniger aber, wie sie das Unrecht bestrafen!"

„Auf Deine Verbrechen gegen die weltlichen Gesetze steht die strengste Strafe, welche es giebt, mein Sohn."

José's Herz schnürte es fest zusammen.

„Also der Tod!" sagte er dumpf.

„Es ist so, wie Du sagst, mein Sohn, obwohl man mit Dir eine Ausnahme macht!"

„Man macht mit mir eine Ausnahme, ehrwürdiger Vater?"

„Allerdings, mein Sohn, Deine Strafe ist umgewandelt!"

„Mein Gott!" stöhnte José.

„Was macht Dich so unglücklich, mein Sohn?"

„Mein Padre, Ihr sagt, meine Strafe sei umgewandelt, o, so soll ich mein ganzes Leben in diesen Mauern schmachten!"

„Man will Dir Zeit lassen, Deine Seele zu läutern und hast Du Deine Freiheit verwirkt, so rette wenigstens jene!"

José schien vernichtet.

„Das ganze, ganze Leben!" flüsterte er.

„Tröste Dich, mein Sohn, ich sagte nicht, das ganze Leben!"

„Nicht, also nicht für immer eingekerkert?"

„Ich darf Dir dies nicht sagen, aber beruhige Dich, sei folgsam und langmüthig, gieb keine Veranlassung zu Klagen, und ich darf Dir Hoffnung machen!"

José's Brust wogte.

„Was aber soll ich denn thun, mein Vater!" rief er, „um hoffen zu dürfen?"

„Reiße die schlechten Triebe Deines Herzens aus, mein Sohn, und wende Dich wieder zum Glauben, daß zunächst das Auge des Herrn wieder gnädig auf Dich herabsehe!"

„Oh, ich will es gerne!"

„Du denkst nicht mehr an Deine früheren Thorheiten?

José seufzte.

„Sie haben," fuhr jener fort, „Deinen Eltern einen schmachvollen Tod gegeben!"

Paez bedeckte sein Gesicht mit den Händen, weil er diese Eltern nochmals sterben sahe.

Der Priester sprach in Absätzen weiter:

„Sie haben Dich elend gemacht, mein Sohn!"

Der junge Mann schluchzte.

„Sie haben endlich Dein Volk veranlaßt, die Waffen zu ergreifen, und wer kann wissen, von welchen Verbrechen sie noch Ursache werden!"

In dem Busen des jungen Mannes ging eine sonderbare Revolution vor sich.

Geneigt, wie jeder Ungebildete, wie fast jeder Gefangene, sich als ein Opfer der gräßlichsten Ungerechtigkeit zu betrachten, schien es ihm doch jetzt fast, als ob er nicht ganz schuldlos sei, und dieser Gedanke begann jene Neigung zu bekämpfen.

Dieser Kampf aber verwirrte den Befangenen nur noch mehr und mußte es herbeiführen, daß er willenlos ward.

Der Priester, dem nichts entging, und der auch nicht wollte, daß ihm etwas verloren gehen sollte, bemerkte auch dies.

„Doch verzweifle nicht, mein Sohn!" sagte er, „was auch geschehen sein mag und noch geschehen möge, Gottes Güte ist allbarmherzig, es werden oft fromme Männer kommen, Dir beizustehen, auf dem Wege der Besserung fortzuschreiten. Hast Du noch Etwas auf dem Herzen, mein Sohn, ist Dein Gewissen noch beschwert?"

José war zu erschüttert, um seine ganze Besinnung zusammen zu haben. Er antwortete schluchzend:

„Ich wünschte mir eben die Freiheit!"

„Der Wunsch ist natürlich, aber denke nicht daran, mit Gewalt Dir die Freiheit verschaffen zu wollen; unternimm nichts, mein Sohn, thue nichts, ohne die Väter zu Rathe zu ziehen. Versprich es mir, mein Sohn!"

„Ich verspreche es, ehrwürdiger Vater!"

„Und Du wirst Dein Versprechen halten, mein Sohn, damit

nicht Leib und Seele zugleich an Dir verderbe. Denn bedenke, was Deine Freiheit sein würde, wenn Du sie Dir selbst nähmst: die Freiheit des Räubers, welcher geächtet und gehetzt keine ruhige Minute haben dürfte, da Deine Steppen und Deine Llaneros Dich nicht schützen könnten. Dagegen wirst Du vielleicht dermaleinst durch Gottes Allmacht auf andere Weise erlöst, und darfst den Rest Deines Lebens in Ruhe genießen, wie ein frommer Christ!"

José, dem der Kopf wirbelte, schwieg immer noch.

Der Priester aber, welcher jetzt vielleicht, oder für jetzt wohl genug wußte, faltete seine Hände, und sprach noch ein stilles Gebet, während dessen er jedoch sein Auge nicht von dem Gefangenen wegwendete.

„Der Herr segne Dich und behüte Dich!" sagte er sodann, „er stärke Dich in Deinen schwachen Stunden, und beherrsche in jedem Augenblicke Deine Leidenschaften, Aufregungen und Gedanken!"

Nach diesen Worten hielt er dem jungen Indianer seine Hand hin, welche derselbe inbrünstig küßte.

Dann gab der Prior das Zeichen, daß man ihm öffne und schritt hinaus.

Der brummige Schließer oder Hüter warf einen Blick auf den jungen Gefangenen, welcher auf seinen Knieen lag, und lächelte grinsend, indem er murmelte:

„Er scheint zahm geworden zu sein!"

José war zerknirscht.

21.

Es pocht.

Obwohl der Prior versprochen hatte, daß der Gefangene häufigen Besuch von den Padres erhalten solle, ließ sich doch in der nächsten Woche Niemand blicken.

Bei der Stimmung, in welcher José durch den ersten Besuch versetzt worden, konnte jener Umstand nicht ohne Wirkung auf ihn bleiben.

Denn der junge Mann, welcher irre an sich, an den Menschen und an der Welt, über welche Dinge er überdem wohl noch nie recht klar gewesen war, zu werden begann, hegte eine Menge von Zweifeln, für die er gerne Aufklärung gehabt hätte.

Am ersten Tage ging es indessen noch so ziemlich.

Aerger ward es am zweiten.

Am dritten endlich steigerte sich seine Unruhe bis zur Aengstlichkeit, und er wagte wiederum den mürrischen Aufseher anzureden.

„Ich erwarte einen der Padres!“ meinte er zaghaft.

„Daran thut Ihr recht!“ lautete die spöttische Antwort.

„Wann wird man mich wieder besuchen?“

„Ich weiß es nicht!“

José's Aeußeres zeugte wiederum von aufsteigendem Zorne im Innern, wozu, wie allgemein bekannt, jeder Gefangene viel mehr denn unter andern Verhältnissen geneigt ist.

Aber der Aufseher, welcher sein Pistol noch immer trug, legte seine rechte Hand um die Kolbe desselben.

Im Hinausgehen murmelte er.

„Sein alter Zustand kehrt zurück!“

Paez brachte den Rest dieses Tages und die Nacht in Verzweiflung zu.

Im Verlaufe der nächsten Tage dachte er hintereinander an Flucht, an den Versuch dazu und an Pläne zur Ausführung derselben.

Ob der Prior und die Padres, welche sich doch sämmtlich für ihn zu interessiren schienen, hiervon keine Ahnung hatten?

Freilich hatten sie; aber man vergesse ja nicht, wie ihr Interesse hier nicht in der Person des Gefangenen allein bestand.

Ihre Hülfe und Ihr Trost waren so berechnet, daß Beides dem Zwecke, welchen sie verfolgten, entsprach.

Keineswegs aber waren sie deshalb unthätig, weil sie sich nicht blicken ließen, sondern im Gegentheil sehr thätig.

Denn schon am Tage, nach dem er den Indier besucht hatte, erschien der Profeß wieder in dem Kloster.

Ein Gefangener hatte, wie es hieß, nach ihm verlangt und die Zelle dieses Gefangenen lag neben der des gefangenen Llaneros.

Lainez besuchte jenen Unglücklichen, welcher gewiß sehr seiner

geistlichen Hülfe und seines Zuspruchs bedurfte, vier Tage hinter einander.

Dann jedoch blieb er einstweilen wieder aus.

Die Zeit von hier ab war, wie gesagt, besonders diejenige, welche in Paez aufs Neue den Entschluß zur Reife bringen ließ, einen Fluchtversuch zu machen.

Uebergehen wir alle anderen Pläne, von denen einer immer unsinniger war wie der Andere, um nur einen Anschlag hervorzuheben.

Denn dieser, welcher von dem jungen Manne an dem letzten Tage der zweiten Woche gefaßt wurde, ging gradezu auf das Leben seines Aufsehers.

José, der bereits ein Mal auf ähnliche Weise entflohen, hielt es für das Gerathenste jenen niederzuschlagen und mit Hülfe der Nacht zu entwischen.

Am Abend wollte er seine That ausführen.

Aber armer José, er hatte nicht bedacht, daß die Kerkermeister meistens langjährige Studien an ihren Pflegebefohlenen gemacht haben, und in ihren Bewegungen, in ihren Zügen lesen, was sie beabsichtigen.

Der Schließer war heute so aufmerksam, als hätte ihm José nicht allein sein Vorhaben, sondern auch die Art, wie er dasselbe ausführen wolle, mitgetheilt.

Der Indier konnte jenem Manne nicht beikommen.

Jeder vereitelte Versuch zur Flucht schlägt den Gefangenen mehr darnieder, wie den Reichen der Verlust seines Vermögens.

José war in Verzweiflung und warf sich schlaflos auf seinem Lager umher.

Da plötzlich, es mochte ungefähr um Mitternacht sein, erschütterte ein dumpfer Schlag die Wand, an welcher er lag.

José fuhr auf, wie ein Hase, welcher durch einen Schuß aus dem Lager aufgeschreckt wird.

Er lauschte.

Es währte indessen geraume Zeit bis sich dieser dumpfe Schall wiederholte, und José fuhr nochmals in die Höhe.

Die ferneren Schläge, welche er indessen sämmtlich mit einem unheimlichen Grauen hörte, ließen ihn zwar nicht mehr erschrecken, aber der junge Mann wußte sich dieselben auch nicht zu deuten.

Armer José, er kannte noch nicht die Sprache, in welcher sich die Gefangenen, welche durch Mauern getrennt sind, zu unterhalten pflegen.

Doch derjenige, welcher das Geräusch verursachte, schien unermüdlich zu sein.

Er pochte in längern oder kürzern Zwischenräumen, bald stärker bald schwächer und setzte diese Uebung mindestens zwei Stunden fort, während denen José nicht verfehlte mit verhaltenen Athem auf die Schläge zu lauschen.

Dann jedoch ward alles stille wie zuvor, aber an Schlaf war für José natürlich jetzt gar nicht zu denken.

In der fürchterlichsten Angst erwartete er den Morgen und als dieser anbrach, fühlte er seinen Kopf wüst und wirr.

Endlich kam sein Wärter.

José haßte diesen Mann nicht allein, weil er ihm nie eine gehörige Antwort gab, sondern weil er zugleich derjenige war, welcher seine Zwinger repräsentirte.

Er hatte sich schon mehrmals vorgenommen, denselben nie mehr anzureden, und es gab Tage, wo er auch wirklich seinem Vorsatze treu blieb.

Doch heute konnte er nicht anders, er mußte sprechen.

„Sennor!" sagte er schüchtern.

„Was wollt Ihr?"

„Ich möchte Euch wonach fragen!"

„Das hängt von Euch ab!"

„Aber werdet Ihr mir auch antworten?"

„Das hängt von mir ab!"

„Oh, nur dies eine Mal gebt mir Antwort!"

„Es kommt darauf an, was Ihr fragt!"

„Oh, ich will bescheiden sein!"

„Das hoffe ich, stellt Euch aber dort näher dem Fenster zu!"

José, that das, was der Aufseher, als zu seiner Sicherheit nöthig, anordnete.

Dann fuhr er fort:

„In den Llanos giebt es zu gewissen Zeiten an bestimmten Or-

ten Wesen, die eigentlich keine Wesen sind, welche wir Llaneros aber sehr fürchten!"

„So, was sind dies für Wesen?"

„Oh, es sind die abgeschiedenen Seelen der Verstorbenen, welche böse und grausam gewesen sind!"

„Also Geister!"

„Ganz recht, so nennt Ihr sie!"

„Nun weiter!"

„Giebt es auch solche in den Gebäuden Eurer Stadt?"

„Das weiß ich nicht, ich habe sie nie gesehen, aber es ist möglich!"

„Es ist möglich?" fragte José, indem ihm der Schweiß auf die Stirn trat.

„Viele Leute glauben es wenigstens!"

„Und was thun sie, um dieselben zu bannen?"

„Da fragt Ihr mich zu viel, wie dies überhaupt schon geschehen!"

„Aber, mein Gott, mir ist ein solcher Geist erschienen!"

„Ei!"

„Ich versichere Euch!"

„Und wie war sein Aussehen?"

„Oh, ich habe ihn ja nicht gesehen!"

„Nicht?"

„Nein, nur gehört!"

„Ah, nur gehört!"

„Aber gehört so sicher, daß ich darauf schwören könnte!"

„Doch Ihr werdet Euch getäuscht haben!"

„Nein, bei Gott nicht!"

„Nun, er hat Euch doch nichts Böses gesagt?"

„Ach, er hat gar nicht gesprochen!"

Der Aufseher, welcher seit einiger Zeit bereits ungläubig gelächelt hatte, lachte laut auf und sagte:

„Ihr seit ein Narr, laßt mich in Ruhe!"

„Um Gotteswillen, Sennor bleibt!" rief José.

Doch der Kerkermeister hörte nicht weiter auf ihn, sondern ging hinaus.

José warf einen scheuen Blick in seiner Zelle umher, und besonders nach dem Orte, der, wie er meinte, der Sitz seines Geistes sei.

Seine Haare sträubten sich immer wieder von Neuem empor, und während des ganzen Tages aß er fast gar nichts, sondern erwartete nur mit Angst und Grauen die Nacht.

Am Abend versuchte er nochmals ein Gespräch mit dem Wärter anzuknüpfen.

Doch dieser sagte rauh:

„Schweigt!"

Der arme abergläubische Wilde war fast schon ganz in Schweiß, den ihm die Angst auspreßte, gebadet und fürchtete sogar sich zu legen.

Es dauerte indessen lange, bis sich die bekannten Töne wieder vernehmen ließen, und diese Zeit ward ihm zur Ewigkeit.

So wie sie aber begonnen, hielten sie stät und voll wieder zwei Stunden an.

Nach dieser Zeit glaubte José fortwährend ein besonderes anhaltendes Scharren zu vernehmen, welches erst gegen Morgen aufhörte.

Es darf nicht bemerkt werden, daß José wiederum mehr todt als lebendig war.

Im Laufe des nächsten Vormittags aber erschien der Prior wieder, und der abergläubische Wilde eilte ihm mit allen Zeichen des Schreckens entgegen.

„Ehrwürdiger Padre!" rief er, „Euch sendet Gott zu mir!"

„Ich grüße Dich, mein Sohn!" entgegnete der Prior, „Du bist aufgeregt!"

„Oh, mein Vater, mich quälen böse Geister!"

„Böse Geister?"

„Ach ich weiß zwar nicht, ob sie böse sind, da sie mir bisher noch nichts gethan, aber ich stehe seit zwei Tagen eine fürchterliche Angst aus!"

„Hast Du denn Erscheinungen gehabt?"

„Nein, mein Vater!"

„Aber was hat Dich denn erschreckt?

„Ehrwürdiger Vater, ein grausiges Geräusch, welches sich während der Nächte hören läßt!"

Der bereits oder stets aufmerksame Prior ward noch aufmerksamer.

„Welcher Art ist das Geräusch?" fragte er.

„Es pocht und scharrt!"

„Und Du glaubst, es sind Geister!"

„Giebt es deren nicht, mein Vater?"

„Mein Sohn, die Wunder Gottes sind unbegreiflich, er sendet gute und böse Abgeordnete an die Menschen, sie zu mahnen und zu warnen!"

„So meint Ihr, mein Vater?"

„Daß Du bei diesen Anmeldungen übernatürlicher Wesen in Dich gehen sollst!"

„Ich werde es thun, mein Vater; aber sind diese Mahner gut oder böse?"

„Wer kann es wissen. Erhebe in ihrer Gegenwart Dein Herz zum Herrn, und sind sie gute Geister, so werden sie bleiben, sind es Böse, so wird Dein Gebet sie bannen!"

Während aber der Jesuit dies Gespräch mit dem jungen Manne führte und den letzten Rath ertheilte, fand auf seinem, sonst so sehr der Beherrschung unterworfenen Antlitze ein merkwürdiger Wechsel statt, welcher wohl als Widerspiegel seiner Gedanken gelten durfte.

Sein Auge, welches auf dem jungen Manne ruhete, drückte Erstaunen aus, bei den Forschungen, welche er anstellte.

Seine Züge waren ferner demjenigen eines unangenehm Enttäuschten nicht unähnlich und das richtige Wort für die Bezeichnung seiner Gemüthsstimmung dürfte wohl Unbehaglichkeit sein.

Doch bald schwanden diese Zeichen wieder und machten einem tiefen Nachdenken Platz, wodurch der Menschenkenner wahrscheinlich das Richtige ergründete.

Denn daß ein Indianer abergläubisch war, durfte nicht als Beweis seiner Unfähigkeit gelten.

Die Indier waren es übrigens Alle, und die Lehren des Katholicismus, welcher an Wunder und Erscheinungen glaubt, hatten nur dahin gewirkt, daß ihrer lebhaften Einbildungskraft ein noch größerer Spielraum ward.

Daß aber ferner ein Indier die Geister, welche er nicht sah,

und begriff, fürchtete, war noch kein Beweis, daß er auch die Menschen fürchten werde, welche er sah und an denen er sich zu rächen hatte.

Dies mochte auch wohl der Priester bedacht haben, als seine Züge sich wieder veränderten und er ein neues Gespräch mit dem jungen Manne anknüpfte.

Dasselbe drehete sich, wie das Erstere, um die Vergehen des Indiers und enthielt Ermahnungen.

Noch mehr als sonst durch den Besuch der vermeintlichen Geister erschüttert, war José nicht allein ein aufmerksamer, sondern auch ein dehmüthiger Zuhörer.

Der Prior blieb ziemlich lange und als er endlich ging, empfahl er dem Gefangenen nochmals das Gebet, als eine Waffe gegen die Gespenster.

José fühlte sich ein wenig gestärkt.

Aber je mehr der Tag sich dem Abend zuneigte, desto größer ward seine Angst wieder.

Um Mitternacht stellte sich das Pochen wieder ein.

José warf sich auf die Knie, faltete die Hände und hob sie empor

Er flehete:

„Mein Gott steh' mir bei!"

Doch das Pochen ward nicht unterbrochen.

„Es ist ein guter Geist!" murmelte der junge Mann.

Pochen und Scharren währte wieder bis gegen Morgen.

Wie sich der Mensch an Alles gewöhnt, ward auch Paez endlich ruhiger.

Er hatte wenigstens bei Tage keine Angst mehr, und nur des Nachts, wenn er das Geräusch vernahm und seine Zelle in tiefer Finsterniß lag, wandelte ihn die Furcht an.

Seine Fluchtgedanken hatte er übrigens aufgegeben.

So vergingen fast zwei Wochen, und wäre jetzt das Geräusch ausgeblieben, würde es José mehr geängstigt haben, als wenn es sich hören ließ.

Zwar unterließ er noch immer nicht, sich auf die Knie zu werfen und zu beten.

Aber er zitterte nicht mehr dabei.

Da hörte er plötzlich in einer Nacht Etwas bröckelnd von der Wand in seine Zelle fallen.

Zugleich aber drang ein Lichtstrahl durch die Mauer, der ihn blendete, und eine Stimme rief:

„Pst — hört!“

José taumelte erschreckt zurück, und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

22.

Der Alte.

Den Schreck, welchen José bekam, war bei der Stufe seiner geistigen Bildung und seiner Stimmung eben so natürlich, wie sich die ganze vorerwähnte Begebenheit natürlich zutrug.

Jedoch sollte auch der Indier bald aus seinem Wahne gerissen werden.

Denn nachdem der scharfe Strahl des durchfallenden Lichtes sich ein Wenig gemildert, sein Ausgangspunkt also wahrscheinlich von der Oeffnung entfernt worden, rief die Stimme drüben abermals:

„He, Ihr da, nebenan, hört!“

Diese Stimme hatte aber, obwohl sie leise, zitternd und unsicher war, im Grunde genommen, einen so wenig geisterhaften Ton, daß es selbst José bemerkte.

Er richtete sich wieder auf, aber wagte noch nicht zu antworten.

„Aber so hört doch!“ fuhr die Stimme unwillig fort. „Schlaft Ihr denn so fest?“ —

„Ich schlafe nicht!“ stammelte Paez.

„Der Tausend, und schweigt doch wie das Grab!“

„Ach, Ihr habt mich gewaltig erschreckt!“

„Also Ihr seid furchtsam?“

„Und Ihr wirklich kein Geist?“

„Beim Blute Christi, wär' ich's, würde man mich nicht eingesperrt halten können, und das schon seit vierzig Jahren!“

„Wie, seit vierzig Jahren?“

„Nach meiner Rechnung, ja!“

„Vierzig Jahre!“ murmelte Paez, indem sich sein Haar emporsträubte.

„Doch, wer seid Ihr?“ fragte der Andere.

„Ich — ich bin ein Llanero!“

„Teufel, was ist das?“

„So nennt man uns Bewohner der Steppen in den Städten!“

„Ah, ich verstehe, doch seid Ihr weißen oder rothen Ursprungs?“

„Die Farbe meiner Haut ist dunkel!“

„Und Euer Name?“

„José Antonio Paez!“

„Ah, das sind erborgte Namen, oder heißt Euer Vater auch schon so?“

„Er hieß Antonio Paez!“

„Euer Großvater aber?“

„Den nannte man noch mit seinem heidnischen Namen!“

„So seid Ihr ein Christ?“

„Ich bin es!“

„Aber wie lautete der heidnische Name Eures Großvaters?“

„Atahualzha!“

„Madre de Dios!“ rief der Nachbar des Indianers. „Wie kommt Ihr hierher?“

„Ich weiß es selbst kaum, aber es ist eine schreckliche Geschichte!“

„Seid Ihr jung?“

„Die Regenzeit hat ihre Schauer achtzehn Mal über mich ergossen!“

„Junger Mann, nehmt den Stein fort, welchen ich gelöst, damit er durch Fallen kein Geräusch verursacht. So ist es gut, jetzt zeigt mir Euer Gesicht. — Ah, ich kann es nicht genau erkennen!“

Paez, der sich nach der Anweisung des Anderen gebückt hatte, versuchte ebenfalls seinen Nachbar durch die enge Oeffnung in der Wand zu erkennen.

Jedoch es erging ihm nicht besser wie jenem, und Alles, was er sah, war nur ein langer, weißer Bart, der über die Brust des Mannes zu hängen schien.

„Aber wer seid Ihr?“ fragte er.

„Ach, Ihr sollt Alles erfahren!“ antwortete jener, „doch jetzt ist es bald Morgen, und wir müssen diese Oeffnung wieder verstopfen, versucht sie in Eurer Zelle so unkenntlich wie möglich zu machen; lebt wohl bis zur nächsten Nacht!“

Erst halb besinnungslos von der Angst, stellte sich jetzt bei José ein anderes Gefühl ein.

Obwohl er vielleicht keine genaue Vorstellung davon haben mochte, welches Glück es ist, sich in der Abgeschlossenheit Jemand mittheilen zu können, sagte ihm dies doch sein Instinkt, und er befürchtete dies Glück, welches er kaum kennen gelernt, zu verlieren.

„Wie, Ihr wollt die Mauer wieder schließen?“ rief er.

„Es muß geschehen!“

„Aber es ist ja noch lange hin bis zum Morgen!“

„Ich bedarf langer Zeit, die Steine wieder gehörig hineinzufügen!“

„Aber ich sehe Euch wieder?“

„Ganz gewiß; setzt zuerst Euren Stein ein!“

José that es, und er hörte demnächst, wie sein Nachbar die andern in die Oeffnung schob.

Der junge Mann war so erregt, daß er fast gar nicht wußte, was er that.

Statt daß dies sonst mit den Nächten der Fall gewesen, ward ihm jetzt der Tag zur Ewigkeit.

Doch, wenn auch langsam, er verstrich endlich, und der Abend kam.

José konnte kaum den Moment erwarten, bis sich die Mauer wieder öffnen werde.

Er hörte endlich, wie gewöhnlich, um Mitternacht die Bewegungen des Nachbars, und bald fiel auch wieder der Lichtschein in seine Zelle. —

„Seid Ihr wach?“ fragte jener.

„Oh, ich habe nicht geschlafen, aber Ihr habt Licht?“

„Ihr nicht?“

„Nein!“

„Ah, Ihr müßt Euch welches verschaffen!“

„Wie kann ich das?“

„Davon später; sagt mir, Euer Großvater ist todt?“

„Schon lange!“

„Aber Euer Vater?“

„Auch er ist nicht mehr am Leben!“

Der Mann murmelte Etwas, das José nicht verstand und schwieg einige Zeit.

Dann sprach er weiter:

„Könnt Ihr mir sagen, wie Beide gestorben?“

„Mein Großvater fiel in den letzten Kämpfen gegen die Spanier!“

„Ah, ich habe es mir gedacht!“

„Mein Vater starb erst vor wenig Tagen den Tod eines Verbrechers!“

„Verbrechers, sagt Ihr?“

„Leider ja!“

„Oh, den Tod eines Helden, er starb für die Freiheit seines Volkes?“

„Leider nein!“

Der Mann brachte wiederum sein Gesicht vor die Oeffnung.

Er deckte dieselbe jedoch jetzt nicht so ganz, daß nicht ein Lichtstrahl von der in seiner Hand befindlichen Lampe hätte an seinem Kopfe vorbeifallen können.

Auch José hatte sich nieder gebogen und Beide konnten sich jetzt, wenn auch nur undeutlich erkennen!“

„Ah!“ rief der Mann, „Ihr seid noch sehr jung!“

„Aber Ihr, Ihr seid alt und ein Spanier!“

„In Spanien geboren, mein Sohn, ja, das ist richtig, aber auch Alles, was mich zum Spanier machen könnte.

„Wie kommt Ihr in dies Gefängniß?“

„Ich will es Euch erzählen, doch zuvörderst, was brachte Euch hierher?“

José begann dem Nachbar mitzutheilen, was er erlebt, und da er, weil es das erste Mal war, daß er über diese Angelegenheit sprach, jeden einzelnen Gegenstand mit der größten Genauigkeit und mit einer gewaltigen Weitschweifigkeit behandelte, so drohete seine Erzählung die ganze Nacht auszufüllen.

Jener unterbrach ihn mit keinem Worte und mit keiner Frage, und als wirklich die Zeit während der Mittheilung des jungen Indiers

soweit verstrichen, daß man enden mußte, machte er erst darauf aufmerksam, als solches geschehen mußte.

„Schon wieder?“ rief José erstaunt.

„Ja, wie ich sagte!“ erwiderte der Alte.

„Mein Gott!“ seufzte Jener.

Aber es half Nichts, und er fügte zuerst wieder seinen Stein in die Oeffnung, welche demnächst gänzlich von dem Alten geschlossen wurde, dessen Arbeiten José noch lange hörte.

Mit Spannung erwartete er auch den nächsten Abend.

Fast schien es, als sei solches auch bei seinem Leidensgefährten der Fall gewesen, da er denselben schon früher mit seinem Rumoren beginnen hörte.

José hatte sein Theil der Arbeit bald vollbracht, später der Nachbar, welcher sodann durch die Oeffnung rief:

„Gracias, mein junger Freund!“

„Seid gegrüßt, mein Freund!“ entgegnete José.

„Ihr habt mir,“ fuhr Jener dann fort, „gestern merkwürdige Dinge erzählt, Knabe, und sie haben mich nicht ruhen lassen!“

„Ach, ich glaube es wohl, und ich begreife nicht, wie ich mein Geschick ertrage!“

„Hm, der Mensch erträgt viel; ich kann in dieser Hinsicht auch davon mitsprechen!“

„Wohl, wohl, die vierzig Jahre!“

„Ach, was dies anbetrifft, so haben sie eigentlich wenig zu bedeuten!“

„Wie, vierzig lange Jahre im Kerker?“

„Nun, was denn weiter?“

„Aber, mein Gott, hattet Ihr nie eine Sehnsucht nach der Freiheit?“ —

„Oh ja, und zwar sehr große!“

„Und doch sprecht Ihr von den vierzig Jahren mit solcher Gleichgiltigkeit?“

„Habt Ihr nie gehört, daß man sich an Alles gewöhnen kann!“

„Hm, ich habe dies stets für eine gehaltlose Redensart gehalten!“

„Der Teufel auch, es sind so wahre Worte, wie je welche gesprochen worden!“

„Und Ihr habt Euch wirklich jetzt an die Gefangenschaft gewöhnt?"

„Ja, das heißt insofern, als ich sie ertragen gelernt, und sie ruhig ertragen werde, bis ich befreit werde!"

„So hofft Ihr noch auf Befreiung?"

„Der Gefangene im Kerker, wie der Kranke auf seinem Lager, hoffen nur auf Befreiung und Genesung!"

„Aber wann und wodurch soll Euch die Befreiung kommen?"

„Wann, fragt Ihr — ja, das läßt sich schwer sagen, und wie, darüber vermag ich Euch noch weniger Auskunft zu geben; aber jedenfalls werde ich meine Freiheit erlangen, wenn die Amerikaner die Spanier verjagt haben, und die dies thun, werden mir eben auch ganz einfach die Thür des Kerkers öffnen!"

„Aber glaubt Ihr denn, daß die Creolen die Spanier verjagen werden?"

„Die Creolen?"

„Ja, wer sollte es sonst thun?"

„Zum Henker, die Creolen, die Neger, die Mestizen, die Mulatten und Indianer, alles was in Amerika geboren ist!"

„Ah, was Ihr sagt!"

„Nun, was ist dabei wunderbar!"

„Es denkt von Allen Niemand daran, es zu thun!"

„Da seid Ihr im Irrthum befangen, man denkt wohl daran!"

„Aber woher wißt Ihr —?"

„Durch meine Ahnung und meine Berechnung!"

„Berechnung?"

„Ja Berechnung, denn jede Kolonie, welche von dem Mutterlande als eine Besitzung betrachtet wird, muß sich von demselben trennen, sobald sie sich fühlt und der Druck zu stark wird; das lehrt uns die Geschichte aller Zeiten!"

„Ah, ich kenne die Geschichte nicht!"

„Das ist wahr, ich vergaß Eure Abkunft und Euren Stand, aber glaubt mir, es ist wie ich Euch sage, daß eines Tages alle genannten Racen die Spanier von dannen jagen werden, habt Ihr nie von Aufständen gehört!"

„Das wohl!"

„Nun, meint Ihr nicht, daß diese einen Zweck hatten!"

„Hm! ich habe ihn nicht entdecken können!"

„Das liegt an Eurer Unachtsamkeit, aber sie ist zu entschuldigen, weil Ihr jung seid!"

„Könnt Ihr denn nicht berechnen, wann das geschehen wird, was Ihr behauptet?"

„Nein — und doch, daß heißt negativ, so zum Exempel errathe ich aus Euren Mittheilungen, daß dieser Zeitpunkt wieder ferner gerückt ist als ich glaubte!"

„Weshalb?"

„Weil die spanische Macht so bedeutend ist, daß sie sich die Dinge erlaubt, die sie sich früher nicht erlauben durfte!"

„Früher?"

„Ja früher, zu der Zeit, als ich unter Eurem Volke lebte!"

„Ach, Ihr meint wohl vor zwanzig Jahren zur Zeit der Kriege!"

„Oh nein, Ihr wißt, daß ich bereits vierzig Jahre Gefangener bin!"

„Es ist wahr!"

„Aber Ihr sagt vor zwanzig Jahre fanden Kriege statt?"

„Ja, die Llaneros zerstörten die Kolonien der Spanier!"

„Ah, und wurden besiegt?"

„Im Gegentheil!"

„Nun, wie endete der Krieg!"

„Man machte Frieden, und die Indianer wurden von den Spaniern als ein freies Volk anerkannt!"

„Ei, aber wie kommt Ihr denn unter die Gerichtsbarkeit der Spanier?"

„Das weiß ich selbst nicht!"

„Ah, man hat Euch überlistet, da mit Gewalt nichts auszurichten war!"

„Ich glaube es fast!"

„Ja, ja, ich begreife Alles, denn sonst müßte der Zeitpunkt, von dem ich gesprochen, längst da sein; aber die Creolen und Mulatten werden theils geschmeichelt und theils unterdrückt sein, Ihr wurdet durch die Länge der Zeit eingeschläfert!"

„Es kann so sein, ich weiß es indessen nicht!"

„Ihr wurdet Christen?"

„Ich bin bereits als solcher geboren!"

„So, so, was sagten die Priester, solltet Ihr den Spaniern gehorchen!"

„Nein im Gegentheil, sie sagten stets, daß wir es nicht sollten, sondern ein unabhängiges Volk seien!"

„Nun, das läßt sich hören!"

„Aber wer seid Ihr denn eigentlich?"

„Mein Name ist, Olivar Diaz! kennt Ihr ihn?"

„Nicht im mindesten!"

„Aber Euer Vater kannte ihn, und noch besser Euer Großvater!"

„So kannten sie Euch ebenfalls?"

„Ich habe mit Deinem Großvater zwölf Jahre hindurch an demselben Feuer gesessen und neben ihm gegen die Spanier gefochten; Dein Vater war damals ein kleiner Bube!"

„Wollt Ihr mir nicht von ihnen erzählen?"

„Gewiß — aber ich werde erst mein Licht verlöschen!"

Diaz that wie er gesagt und schien dann irgend einen Gegenstand an die Wand zu rücken und sich darauf zu setzen.

José hatte während dieses Gespräches knieend auf seiner Bettstelle vor der Oeffnung gehockt und blieb auch in dieser Lage.

Als jener Erstere mit seiner Vorrichtung zu Ende war, begann er:

„Ich bin, wie gesagt, in Spanien geboren, aber fast alle meine Vorfahren bis zu den ersten Entdeckern Amerika's hatten einen großen Theil ihres Lebens in den Kolonien verbracht und zwar alle als Soldaten.

„Mein Vater gehörte diesem Stande ebenfalls an und sein Dienst führte auch ihn bald nach meiner Geburt hierher, wohin er seine Familie mitnahm, so kam ich nach Amerika.

„Dies war zu einer Zeit, als das sogenannte Glaubensgericht odeer die Inquisition ganz besonders thätig war, sogenannte Ketzer oder Abtrünnige zu verfolgen; ist dies Gericht noch wirksam?"

„Ich kenne es nicht!"

„Ei, so hat es aufgehört!"

„Ich weiß es nicht!"

„Hm, nun seit vierzig Jahren kann viel geschehen sein! Ich weiß nicht aus welchem Grunde, aber kurz, mein Vater ward vor dies Gericht gefordert und so viel man mir später sagte, denn ich selbst war damals noch zu jung, um es zu wissen, lebendig verbrannt; seine Verbrechen sind mir unbekannt geblieben.

„So viel ich später zu beobachten Gelegenheit hatte, bestand aber zwischen dem Militair und jenem Gerichte stets eine besondere Feindschaft, welche vielleicht mit dazu beitrug, die Mitglieder der Armee noch stärker als Andere zu verfolgen.

„Die Verfolgungen der Inquisition dehnten sich aber nicht nur auf ihre Opfer allein, sondern auch auf deren Angehörige und Familien aus und dies bewog meine Mutter, mit mir zu flüchten.

„In Carraccas war mein Vater gestorben und von Carraccas begaben wir uns nach Varinas, wo wir entfernte Verwandte hatten.

„Doch das war gefährlich, Geächtete wie wir waren aufzunehmen und wir mußten deshalb weiter gehen.

„Nach vielen Unfällen fanden wir erst einige Zeit in Quito, dann aber in Lima ein dauerndes Asyl.

„Wißt Ihr was Lima ist und wo es liegt?"

„Nein!"

„Armer Junge, Lima ist die Hauptstadt von Peru, dem Lande, welchem Du entstammst!"

„Das Letztere hörte ich auch meinen Vater sagen!"

„Dort nun wuchs ich auf, und da uns später ein kleines Vermögen zufiel, hatte ich auch Gelegenheit mich zu bilden; sodann trat auch ich in die Armee ein!

„Ihr könnt Euch denken, daß die Mittheilung von dem Tode und der Todesart meines Vaters einen gewaltigen Eindruck auf mich machte. Dieser ward noch vermehrt durch die Personen, mit denen ich täglich umging und umgegangen war, und welche sich sämmtlich nur in gehässiger Weise über die Inquisition ausdrückten!

„Ich war daher schon in frühester Jugend ernst und nachdenklich. Besonders aber spielte in meinen Ideen die Inquisition und das Inquisitionsgericht eine Rolle und ich bemühete mich dessen Ursprung und Zweck zu erkennen.

„Dies gelang mir, aber hiermit stieg zugleich auch der Haß und der Groll, welchen ich nicht allein gegen das Institut gefaßt, sondern den ich auch gegen die Herrschaft, welche solches gegen seine angehörigen Provinzen anwenden konnte, hatte.

„Ich war es aber, wie gesagt, nicht allein, der solche Gefühle gegen dieselbe hegte, und die Meisten, welche eben so gesonnen wie ich, waren junge, heftige Leute.

„Unsere Gedanken begegneten sich und wir fanden uns zusammen.

„Aber nicht immer ward die nöthige Vorsicht von uns angewendet und der Unwille, den wir gegen das grausame Gericht im Herzen trugen, sprach sich nur zu deutlich aus.

„Doch dies allein hätte uns schwerlich viel geschadet.

„Es waren aber zu jener Zeit bereits einige der freien Indier zu Christen bekehrt, in ihren Dörfern Kapellen erbaut und Heiligenbilder aufgestellt worden.

„Ich hatte diesen Umstand nie für besonders wichtig erachtet.

„Er mochte es auch in Wirklichkeit nicht sein, da die Bekehrten mehr oder weniger trotz der erhaltenen Taufe ihre heidnischen Gebräuche beibehielten.

„Aber die Sache ward wichtig, als diese Stämme durch den Uebermuth und den Druck der spanischen Beamten zum Aeußersten getrieben, sich empörten und zugleich die Tempel zerstörten, so wie die Priester verjagten.

„Ein blutiger Krieg war die Folge hiervon, und als der Aufstand unterdrückt worden, kam die Inquisition, um Gericht über die Abtrünnigen und Frevler am Heiligsten zu halten.

„Mönche, das Crucifix in der Hand, zogen an der Spitze von Truppenabtheilungen im Lande umher, um jene zu verhaften.

„Wenn aber die spanischen Soldaten Gräuel verübten, so waren solche den Mönchen noch lange nicht arg genug und sie feuerten jene noch mehr an.

„Wir knirrschten vor Wuth, aber die fanatisirten Horden hörten auf die Priester, und nicht auf uns.

„Da geschah es, daß die Truppenabtheilung, zu der ich gehörte, einst durch Verrätherei zu dem Schlupfwinkel einer Horde Indier in den Gebirgen geführt wurde.

„Junger Mensch, Euer Stamm gilt für sehr blutgierig, aber ich sage nicht zuviel, wenn ich behaupte, daß jene spanischen Soldaten jede indische Grausamkeit als Scherz und Spielwerk erscheinen ließen.

„Schon längst über dies Verfahren empört, versuchte ich erst dem Wüthen Einhalt zu thun.

„Aber die Mönche, welche sich bei uns befanden, machten meine Bemühungen zu Schanden.

„Da konnte ich diese Gräuelscenen nicht länger theilnahmlos mit ansehen, ich erstach einige der Wüthriche und verjagte die Andern.

„Worauf ich aber gar nicht gerechnet hatte, ich fand Unterstützung und der Trupp theilte sich.

„Ein lebhaftes Gefecht begann und wir, die wir der Menschlichkeit Gehör gaben, blieben Sieger.

„Aber die Folge davon war, daß wir später verhaftet wurden und ich — der Inquisition überliefert ward.

„Ich war also auf derselben Stelle angekommen, auf der mein Vater endete, nur mit dem Unterschiede, daß meine Verbrechen noch ungleich größer, als die seinigen waren!"

Diego hielt inne und seufzte.

Auch José schwieg erwartungsvoll und wagte nicht zu fragen.

„Doch!" fuhr jener endlich fort, „ich glaube, unsere Zeit ist um!"

„Schon wieder?" meinte José.

„Ja, ja! morgen mehr!"

Jetzt seufzte der junge Indier, aber er kam sodann der Anweisung des Nachbars nach, seinen Stein in die Mauer zu fügen.

Noch mehr erregt, als an den vorhergehenden Tagen, erwartete er wiederum, ohne zu schlafen, auf's neue die Nacht.

Die Erzählung des Spaniers hatte ihn auf eine merkwürdige Weise erfaßt und unklar, was mit ihm vorgehe, schweiften seine Gedanken in Gegenden und Zeiten umher, an die er nie gedacht hatte.

Durch alle diese Phantasien aber erschien zu Zeiten das Bild derjenigen, welche die eigentliche Ursache seiner Leiden war und der er immer noch mit der Liebe zugethan zu sein glaubte, welche die Priester tadelten und verdammten.

Der Alte neben ihm hatte ihrer dagegen mit keiner Silbe erwähnt.

„Warum!“ fragte er sich selbst, „warum hat er darüber nichts geäußert?“

José nahm sich vor, in der nächsten Nacht das Gespräch auf dies Thema zu bringen.

23.

Die Inquisition.

Was der ehemalige spanische Offizier, welcher jetzt José's Nachbar geworden, und der, wie José selbst, keine reine Romanfigur, sondern wie jener, eine historische Person ist, die auf das Leben und die Zukunft des jungen Menschen einen besonderen Einfluß ausübte, über die heilige Inquisition sagte, möchte wohl einer Erörterung bedürfen.

Denn wie dies halb weltliche, halb geistliche Gericht, welches angeblich nur religiöse Zwecke verfolgte, in Wahrheit aber weltlichen Zwecken diente, zu der Zeit, wo Diego erzählte, nicht mehr seine frühere Wichtigkeit hatte, so hat es jetzt aufgehört, zu existiren.

Aber sein Ursprung, seine Wirksamkeit und die Veränderungen, welchen es im Laufe der Jahrhunderte unterworfen war, sind zu interessant, um nicht einige Zeit dabei zu verweilen.

Ebenso war der Zweck, welchen es verfolgte, zu verschiedenen Zeiten ein verschiedener und in manchen Ländern ein von dem ursprünglichen ganz abweichender.

Was aber Spanien anbetrifft, so kann man über dies Land, so wie über seine späteren auswärtigen Besitzungen nichts Geschichtliches schreiben, ohne dabei der Inquisition zu gedenken.

Ja, man muß sogar das Unglück dieses sonst so gesegneten Landes und seines, im Grunde genommen, edlen und tüchtigen Volkes zum großen Theile den Einwirkungen jenes fürchterlichen Instituts zuschreiben.

Die Zeit hat endlich den Stab über dasselbe gebrochen und es

wird wohl Niemand einfallen, dem allgemeinen Verdammungsurtheile, welches die Welt gefällt hat, eine Vertheidigung desselben entgegenzusetzen.

Aber es währte lange, bevor es dahin kam und das Alter, welches dies Institut erreichte, kann allein schon als Beweis der Macht gelten, welche es haben mußte.

Denn der eigentliche Gründer desselben ist der Papst Innocenz III., welcher im Jahre 1199 den päpstlichen Stuhl bestieg.

Die Veranlassung dazu aber die Secte der Albigenser, welche im elften und zwölften Jahrhundert auftauchten und verfolgt wurden.

Als eigentlichen Zweck dieses Gerichtes stellte dessen Gründer auf, daß es dazu dienen sollte, die Abtrünnigen auszurotten.

Aber schon bei seiner Entstehung schlich sich entweder von vorne herein beabsichtigt, oder unabsichtlich ein Nebenzweck ein, der keineswegs rein kirchlicher Natur war.

Denn schon Papst Innocenz III., noch mehr aber sein Nachfolger bediente sich desselben mit dazu, ihre von den andern Bischöfen noch immer bestrittene Suprematie geltend zu machen, indem sie die Zweifel derselben als ein vor jenes Forum gehörendes Verbrechen bezeichneten.

Der Name dieser Gerichte aber war: die heilige Inquisition, das heilige Amt, oder das Sanctum Officium, und das Verfahren derselben gänzlich abweichend von jedem andern bürgerlichen Gerichte.

Ein mystisches und schauerliches Dunkel hüllte seine ganze Thätigkeit ein, die Untersuchungen wurden geheim geführt, die gefällten Urtheile wurden nicht bekannt, und nur die Vollstreckungen desselben bekam die Welt später, in der Glanzperiode des Instituts, als Auto da Fé's zu sehen.

Ferner wurden die Angeber verschwiegen und belohnt.

Der Verdächtige oder Angegebene ward heimlich ergriffen und verschwand spurlos.

Zu Glaubensrichtern aber erwählte man hauptsächlich Mitglieder aus den Orden der Bettelmönche; besonders aus den Dominikanern und Franciskanern.

Die Bestimmungen für das Verfahren dieses Gerichtes, schwank-

ten indessen längere Zeit, und es machte sich theilweise noch der Einfluß weltlicher Gerichte bei demselben geltend.

Gregor IX. vollendete aber endlich um das Jahr 1233 den Entwurf seiner Vorfahren insoweit, daß die eigentliche Gewalt des Gerichtsgangs in den Händen seiner geistlichen Mitglieder lag und diese nur vom Papste abhängig waren, die Theilnahme der weltlichen Obrigkeit dabei aber nur scheinbar wurde.

Hiernach wurden aber die Glaubensgerichte in ganz Italien und einen Theil von Frankreich eingeführt, obwohl hin und wieder noch immer beschränkt.

Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts fanden sie auch in Spanien Eingang.

Aber merkwürdig, grade als ahnte die damalige Generation der Bewohner desselben, was dies Institut für sie oder vielmehr für ihre Nachkommen werden sollte: kein Land widersetzte sich der Einführung desselben mehr, als grade Spanien.

Besonders thaten sich hierin Castilien und Leon hervor.

Aber wie sich die Spanier erst sträubten, während andere Völker der Einführung nichts entgegensetzten, dagegen der spätern Ausdehnung Schranken gaben, ward diese in Spanien durch nichts gehemmt, sobald die Inquisition erst festen Fuß gefaßt hatte.

Dies war jedenfalls ein großes Unglück, insofern Spanien einige Jahrhunderte hindurch fast die halbe Welt beherrschte.

Die Macht aber, welche die Glaubensgerichte in Spanien erlangten, brachte es mit sich, daß dieselben hier gar bald von den Einrichtungen, welche in andern Ländern herrschten, abwichen.

Und so bildete sich dann im fünfzehnten Jahrhundert jene Form derselben, welche für Spanien in jeder Beziehung verderblich werden sollte.

Die beiden Könige, wie nämlich Ferdinand von Aragon und Isabella von Castilien genannt wurden, hatten schon verschiedentlich versucht, die Macht des Lehnsadels zu brechen.

Beide konnten aber lange Zeit hindurch ihre ganze Kraft nicht diesem Zwecke zuwenden, weil sie zugleich die immer noch in Spanien festen Fuß habenden Mauren bekriegen mußten.

Ihnen gehörte noch Granada.

Außer der politischen Partei, welche sie bildeten, machten sie auch noch eine der drei in Spanien vorhandenen Religionssecten als Mohamedaner aus.

Die andern beiden waren Christen und Juden.

Die letzteren bildeten seit langer Zeit zwar ebenfalls eine ganz abgesonderte Volksklasse, jedoch keineswegs eine unterdrückte und hatten nur ein Kopfgeld von dreißig Dinaros jährlich an die christliche Geistlichkeit zu zahlen, wogegen ihnen in keiner Hinsicht bei Ausübung ihrer Religionsgebräuche, Etwas in den Weg gelegt wurde und sie in allen größern Städten ihre Synagogen hatten.

Außerdem lag der ganze Handel des Landes in ihren Händen, sie waren sogar General-Pächter der königlichen, und Pächter der adeligen Einkünfte, waren betriebsam und in Folge dessen fast sämmtlich im Besitz großer Reichthümer oder doch wohlhabend.

Es ist möglich, daß diese Umstände zunächst Neid und Haß bei dem niedern und ärmern Volke erweckten, welcher von unverständigen Priestern genährt wurde.

Besonders wies ein fanatischer Mönch Fernan Martinez Runnez, ihre Verfolgung als ein christliches Werk an, und wirklich rottete sich 1391 und 1392 in mehreren Städten das Volk zusammen, um die Juden zu morden und zu plündern.

Um diesem Schicksale zu entgehen, ließen sich viele Juden taufen und die Nachkommen derselben waren fast hundert Jahre später die Veranlassung zu einem inquisitorischen Bekehrungseifer.

Man bespähete und belauschte sie, und wo sich nur irgend fand, daß dieselben noch mit Juden verkehrten oder jüdischen Gebräuchen anhingen, wurden sie verhaftet, der Ketzerei beschuldigt, verurtheilt und verbrannt oder auf andere Weise hingerichtet.

Im Jahre 1477 endlich fanden Unruhen zu Sevilla statt, welche indessen unterdrückt wurden.

Die Folge davon war, daß auf Befehl der Königin Isabella auch dort, wo bisher noch kein Glaubensgericht gewesen, ein solches durch den Cardinal und Erzbischof Pedro Gonzalez de Mendoza eingeführt wurde.

Zunächst und hauptsächlich verfolgte auch dieses Glaubensgericht nur die Nachkommen jener Juden; aber unter der Hand ward auch

mancher der vorher rebellischen Edelleute unter dem Vorwande der Ketzerei eingezogen und gerichtet.

Dies war, so zu sagen, die Prüfung des Instituts, denn nachdem es solches ungestraft hatte wagen können, breiteten sich die Glaubensgerichte über ganz Spanien aus, wozu Mendoza den Entwurf und Vorschlag machte.

Die Verfolgung erstreckte sich auf Juden und Mohamedaner; aber auch auf diejenigen, welche in politischen Dingen sich den Anordnungen des Hofes widersetzten.

Zugleich aber war die Verfolgung dem Letztern ein Mittel, die Schatzkammer zu bereichern, da das Vermögen der Verurtheilten confiscirt wurde.

Jedoch noch war ein bedeutendes Hinderniß zu bekämpfen, welches sich der allgemeinen Einführung dieser Art von Gerichtshöfe, die von nun ab unmittelbar unter der Regierungsgewalt stehen sollten, entgegensetzte, und an welchem es fast gescheitert wäre.

Der Reichstag von Toledo, im Jahre 1480, verweigerte nämlich seine Einwilligung dazu und diese war nöthig.

Doch endlich ward auch dies Hinderniß durch List, Bestechung und Drohungen besiegt und die Generalinquisition oder general inquisicion suprema begründet und 1481 eröffnet, welche über Ketzerei urtheilen und die geistliche Polizei ausüben sollte; ein weites Feld.

Thomas de Torquemado ward der erste Glaubensrichter, hatte zweihundert Inquisitionsbediente, eine Leibwache von fünfzig Reitern und seinen Sitz erst zu Sevilla, dann in dem Schlosse Triana.

Die Wirksamkeit dieses Gerichts war fürchterlich.

Zwar wurden in dem bald stattfindenden ersten Auto da Fé nur sieben Ketzer verbrannt, aber unzählige mußten schimpfliche Buße thun, wurden zu lebenswierigem Kerker und Vermögensconfiskation verurtheilt.

Wie spanische Geschichtsschreiber versichern, gaben sich in den ersten Jahren 17,000 Personen selbst als Ketzer an, und zweitausend starben auf dem Scheiterhaufen. Alles was das neue Gericht zu fürchten hatte, besonders die Juden, flohen in das Ausland.

Noch immer aber fehlte dem Gerichte die Bestätigung des

Papstes, welcher sich der Verwandlung desselben in ein weltliches widersetzte.

Endlich erfolgte jene 1483 durch Sixtus IV.

Der Raum erlaubt nicht die Geschichte dieses grausamen Instituts noch weiter mit Genauigkeit zu verfolgen, und es war nur Hauptsache dieser Zeilen zu zeigen, wie keineswegs der katholischen Religion oder den Päpsten allein die Last der von demselben begangenen Verbrechen aufgebürdet werden darf, obgleich die Mehrzahl derselben solche billigten.

Genug, daß von diesem Zeitpunkte ab die Macht der Inquisition bis auf eine unglaubliche Höhe stieg und eben so unglaublich wüthete.

Mehre Aufstände des Volks nutzten nichts und wurden unterdrückt.

Ja, als endlich Ferdinand und Isabella durch die Maurenkriege in Geldmangel gerathen, Willens schienen, gegen die ihnen gebotenen enormen Summen das schändliche Gericht aufzuheben, begab sich Torquemada mit einem Crucifixe unter dem Mantel zu ihnen, und sagte, dasselbe erhebend:

„Ich kenne Eure Gedanken. Seht hier das Bild des Gekreuzigten, den der gottlose Judas seinen Feinden für dreißig Silberlinge verkauft hat. Wenn Ihr die That lobet, so verkauft ihn theurer. Ich lege mein Amt nieder, und bin nun frei von aller Verantwortung: Ihr aber sollt Rechenschaft geben vor Gott!“

Und die Könige wagten nicht mehr die Inquisition aufzuheben.

Wohin nun aber die Spanier kamen, dahin ging mit ihnen das Glaubensgericht, und die Auto da Fés, bis im achtzehnten Jahrhundert seine Gewalt allgemach beschränkt wurde, und endlich 1770, Aranda, dessen schon in diesen Blättern Erwähnung geschehen, sie so weit einengte, daß die Inquisition Niemand mehr verhaften durfte, dessen Schuld nicht in hartnäckiger, grober Ketzerei allein bestand, und auch dann nur, wenn jene Schuld erwiesen war.

Jedoch außerhalb Spanien wurde die Macht der Inquisition schon früher beschränkt, und zu der Zeit, zu welcher unsere Geschichte beginnt, war auch schon der Name theilweise in Südamerika verschwunden.

Im Vorbeigehen aber möge noch angeführt werden, daß sie ihr Haupt noch einmal zu Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, obwohl

in anderer Weise, erhob, um die Freimaurer als Ketzer — in Spanien nämlich — zu verfolgen.

José konnte daher allerdings nicht jenes Gericht, dessen Eigenthümlichkeit ihm Diego ebenfalls näher beschrieben hatte, kennen.

Indessen hatte eben diese Beschreibung einen nicht geringen Antheil an der Aufregung des jungen Menschen, weil selbst der rohe Wilde, nicht die von demselben verübte Grausamkeit begreifen konnte, und er schauderte unwillkürlich, wenn er sein Auge in dem weitern Kreise, der sich demselben eröffnete, umherwarf.

Doch eben so sehr zitterte er, als heute, was bisher nicht geschah, der Wärter einen prüfenden Blick auf die Wand warf, wo sich die bekannte Oeffnung befand.

José war unvorsichtig genug, dieselbe mit seinem Körper zu bedecken.

Wäre jener aufmerksamer gewesen, müßte er die Aufregung des jungen Menschen bemerkt haben, doch er ging hinaus, ohne daß solches geschah.

Endlich nahete der so lange ersehnte Abend.

José nahm seinen Stein bereits lange vor der Zeit fort, und erwartete dann den Besuch des Nachbars, wie man sehr wohl ihre Zusammenkünfte nennen konnte.

„Ich konnte heute kaum erwarten, Euch zu hören!“ rief José, sobald das Licht durch die Oeffnung fiel.

„Ihr seid noch jung, und Euer Blut heftig!“ sagte Diego.

„Es ist wahr, sehr wahr, ich glaube sogar, daß ich sonst nicht hier wäre!“

„Da könnt Ihr Recht haben!“

„Ja, ja, und da wir grade mittelbar die Ursache berühren, welche mein trauriges Loos veranlaßte, so möchte ich Euch eine Frage vorlegen!“

„Thut das, mein Sohn!“

„Ihr wißt, daß ich eine sträfliche Neigung zu der Tochter des Gouverneurs von Nueva Barcelona faßte!“

„Eine sträfliche, ich meinte, Ihr sagtet früher eine leidenschaftliche Liebe?“

„Das wohl, aber der erste Priester, dem ich beichtete, nannte diese Leidenschaft sträflich!“

„Ach ja, es ist wahr!“

„Nun, auch der Padre, welcher mich besucht, hat sie so genannt“

„Hm, das sind die Ansichten der Priester!“

„Aber, wie ich glaube, verdammt mich alle Welt deshalb!“

„Der Schluß wäre doch wohl unsicher!“

„Aber die Folgen meines Beginnens scheinen denselben zu rechtfertigen!“

„Ah, das ist etwas Anderes!“

„Nun, was würdet Ihr aber zu meiner Liebe für die Donna Marie sagen?“

„Nichts, mein Freund!“

„Das habt Ihr bisher allerdings so gehalten, aber ich möchte auch gerne wissen, weshalb dies geschehen?“

„Das ist einfach, weil ich Nichts dazu sagen kann!“

„Ei, Ihr billigt sie also?“

„Oh behüte, aber der Liebe läßt sich nicht gebieten, Tadel ist ihr gleichgiltig, und sie wird nur heftiger, je mehr Hindernisse sie findet!“

„Nun, Ihr müßt doch eine Meinung darüber haben?“

„Oh ja, und zwar diejenige, daß hier die Stimme der Natur mächtiger als alle Schranken, Verbote und Verhältnisse ist!“

„Das würde also so viel heißen?“

„Nun, Ihr scheint es zu errathen, es heißt so viel, als daß man hierin den Geboten der Natur folgen muß, wenn sie eben gebietet!“

„Ei, — habt Ihr je Liebe zu einem Weibe empfunden?“

„Allerdings!“

„Und habt dem Gebote der Natur gehorcht?“

„Ja!“

„Wollt Ihr mir die Geschichte Eurer Liebe mittheilen?“

„Gewiß, sobald ich mit meiner Erzählung so weit sein werde!“

„So sagt mir wenigstens, ob Ihr in Eurer Neigung ebenfalls den gewöhnlichen gesellschaftlichen Verhältnissen untreu wurdet?“

„Ist dies hier so selten?“

„Es mag wohl nicht, doch ich weiß es nicht!“

„Wenigstens früher war es sogar häufig, und der Gegenstand meiner Neigung eine Indianerin!“

„Ah!“

„Doch nun hört weiter!“

„Ich höre!“

„Ich war also demselben Gerichte verfallen, welches meinen Vater zum Tode verurtheilt hatte, und konnte natürlich nur auf ein gleiches Schicksal rechnen!

„Zwar hatte ich in den ersten Tagen meiner Verhaftung eine leise Hoffnung, daß ich durch meine Freunde und Gesinnungsgenossen den Händen der Inquisition entrissen werden würde!

„Doch diese Hoffnung mußte schwinden, wenn ich bedachte, wie sie zu wenig zahlreich waren, und wie sie selbst alle Ursache hatten, sich verborgen zu halten!

„Es geschah auch zunächst wirklich Nichts!

„Merkwürdig aber war es, wie man mir ein Verbrechen zur Last legte, an welches ich nie gedacht hatte!

„Würden meine Ankläger gesagt haben, daß ich gegen die Befehle meiner Vorgesetzten zum Nachtheile der Regierung gehandelt habe, so hätte sich dies allenfalls hören lassen!

„Man ging indessen ein Wenig weiter!

„Jene Schuld ward als festgestellt angenommen, und da sie es war, so behaupteten die schlauen, geistlichen Casuisten auch, daß ich dadurch gemeinschaftliche Sache mit den Heiden gemacht habe, daß ich ihre Entwürdigung der Embleme des Christenthums gebilligt, und ein Ketzer sei!

„Ich glaube wohl, daß Ihr diese Art der Auffassung meines Benehmens noch weit weniger begreift wie ich, und das ist auch natürlich!

„Ich verwunderte mich ungemein, als ich nach drei Tagen, die ich in einem der finsteren Gefängnisse der Casa Santa zugebracht hatte, vor das Richterkollegium geführt wurde, und man mich der Hexerei aus jenen Gründen beschuldigte.

„Ich leugnete die Schuld, und bestritt die Behauptungen des Fiskals wie der Zeugen!

„Aber mein Leugnen und Streiten half nichts, ich ward in die Marterkammer geführt und gefoltert.

„Ich hielt einen Grad der Martern aus, aber ich begriff, daß

es nutzlos sei, und daß ich entweder auf der Folter sterben oder gestehen werde!

„Starb ich auf der Folter, so konnte dies nur unter unsäglichen Schmerzen geschehen, gestand ich, so war mein Tod gewiß, und ich erlitt alle Qualen umsonst!

„Ich erklärte also, daß ich gestehen wolle!

„Von jetzt ab erhielt ich täglich Besuch und Zuspruch von einem Geistlichen, aber mein Gefängniß blieb dasselbe.

„Endlich kündigte man mir an, daß der Tag, an welchem eine Anzahl Ketzer, zu denen auch ich gehörte, hingerichtet werden sollten, nahe sei.

„Meine Wuth könnt Ihr Euch denken, aber sie war ohnmächtig, weil ich nichts zu unternehmen im Stande war.

„Da hörte ich eines Tages einen gewaltigen Lärm in meine Zelle dringen, und es war namentlich als ob abwechselnd Salven von Kleingewehrfeuer und Kanonenschüsse fielen!

„Meine Hoffnung belebte sich auf's Neue und täuschte mich dies Mal nicht!

„Nach mehreren Stunden tönte das Geräusch so, als ob es in der Nähe der Casa Santa, ja in derselben sei.

„Ich unterschied endlich Stimmen, Gepolter und das Krachen eingeschlagener Thüren.

„Auch die Thüre zu meinem Zwinger fiel, und eine Menge von Menschen stürzten herein, um mich herauszureißen.

„Unter diesen Menschen aber befanden sich viele Indianer, und einer derselben trat auf mich zu.

„Er sah mich an und sagte:

„Sennor, Ihr habt mir und den Meinigen das Leben gerettet, ich freue mich noch zur rechten Zeit zu kommen, um das Eurige zu retten.

„Dieser Mann hieß Atahualpha!"

„Ah!" rief José, „Atahualpha?"

„Ja, mein Sohn, und wie ich glaube seid Ihr sein Enkel!"

„Ich war indessen so schwach, daß ich mich nicht allein auf meinen Füßen halten konnte und fortgetragen werden mußte."

„Dieser Aufstand in Lima war übrigens nicht vereinzelt, sondern

in Folge des Aufrufes entstanden, welchen Tupac Amura, der seine Abkunft von der ältern Linie der Kaziken von Peru an alle Südamerikaner ergehen ließ, geschehen."

„Man schrieb damals 1750."

24.

Diego's Liebe.

Der ehemalige Offizier, welcher die durch Marino in seinem Gespräche mit dem Profeß von Cumana bereits berührten Ereignisse des Jahres 1750 meinte, hielt, als er dies Jahr genannt, einen Augenblick inne.

José dagegen schwieg, wie Jemand, der da befürchtet, durch einen Laut die Fortsetzung der Erzählung des alten Mannes zu verzögern, was er um keinen Preis gethan hätte, da er viel zu gespannt darauf war, und gleichsam ahnte, daß sie von Wichtigkeit für ihn werden müsse.

Diego aber holte noch einige Male tief Athem und fuhr dann fort:

„Ach, José Paez, jetzt komme ich an eine Zeit, welche zugleich die wildeste und genußreichste und schönste meines Lebens gewesen ist. Die aber leider außerordentlich unglücklich, was das Allgemeine, und äußerst traurig, was mich selbst betraf, endete.

„Da ich, wie gesagt, durch die Kost, durch das Monate lange Liegen auf einer Stelle unter einem Dache, auf welches die Sonnenstrahlen fast den ganzen Tag senkrecht standen, und eine fast unerträgliche Hitze erzeugten, so wie durch die Verrenkung meiner Glieder auf der Folter nicht im Stande war allein zu gehen, so mußte man mich forttragen."

„Solches geschah in einer Sänfte und meine Träger schleppten mich durch einen Theil der Stadt, der ganz das Aussehen hatte, als sei wüthend gekämpft worden!

„Ich hörte dabei, daß die Regierungsbeamten sich auf die Schiffe gerettet hätten und daß der Kanonendonner von dort her komme.

„In Lima konnten sich indessen die Empörer nicht halten und deshalb verließen sie noch denselben Abend, mich mit sich führend, die Stadt!

„Meine Mutter sah ich nicht mehr; ich sollte sie nie wiedersehen!

„Vor der Stadt ward die Sänfte, in welcher ich mich befand, zwischen zwei Maulthiere gebunden und ich konnte nur an der Steigung des Bodens wahrnehmen, daß wir uns dem Gebirge zuwendeten.

„Meine Schwäche ward aber so groß, daß ich mehrmals während dieses Nachtmarsches in Ohnmacht fiel.

„Während der Zeit aber, wo ich mein Bewußtsein hatte, schien es mir, als ob wir verfolgt wurden.

„Gegen Morgen vernahm ich einen gewaltigen Lärm und konnte Geschrei und Rufe unterscheiden.

„Als aber endlich die Sonne emporstieg, sah ich gegen das noch grau den Hintergrund bildende Gebirge eine Menge Menschen, welche uns empfingen.

„Es war dies das Lager der Aufständischen und wir bald mitten unter ihnen.

„Ich hatte Gelegenheit meine Umgebung genauer zu betrachten.

„Unter der Schaar die mich mitgenommen, waren wenig Weiße, noch weniger Mulatten und gar keine Neger. Es waren meistens Indier und Mestizen.

„Unter dem Heere aber, welches hier vermuthlich gelagert hatte, befanden sich mehrere tausend Creolen, Mulatten und einige hundert Neger, der andere Theil aber bestand meistens aus berittenen Indiern, wie ich später erfuhr meistens von dem kriegerischen Stamme der Araucaner.

„Was ich aber außerdem noch zu bemerken Gelegenheit hatte, war, daß alle dem Manne, welcher sich mir Atahualpha genannt hatte, eine besondere Achtung bezeigten; er mußte also eine bedeutende Person sein.

„So war es denn auch wirklich, und da er muthmaßlich meiner rühmend erwähnt hatte, so ward ein Theil dieser Achtungsbeweise auch mir.

„Endlich aber trat ein Mann zu mir heran, dessen Anblick mich

eben so sehr mit Ehrfurcht, wie gewissermaßen mit Grauen erfüllte.

„Es war dies seinem Aeußern nach ein Indischer Krieger; eine mächtige hohe Gestalt, fast einen Kopf höher als alle andern, von dunkler kastanienbrauner Farbe mit lebhaften feurigen Augen, welche durchdringend auf mich ruheten.

„Seine Kleidung, welche halb den Steppenbewohner verrieth, war zur andern Hälfte europäisch, aber durchweg reich und mit goldenen Zierrathen bedeckt.

„Ebenso waren seine Waffen vortrefflich und reich.

„Als er mich einige Zeit betrachtet, sagte er:

„Ihr seid ein Spanier, Caballero, aber wir wissen, daß viele Spanier im Herzen uns zugethan sind und sie sollen jetzt, wo wir wieder unser Land in Besitz nehmen wollen, willkommen sein. Ihr aber habt Euch durch die Rettung meines Bruders Atahualpha besonders empfohlen; werdet Ihr mit uns die Waffen gegen die Tyrannen führen, die auch Eure Verfolger sind?

„Ich muß gestehen, daß ich in dieser Beziehung noch keinen Entschluß gefaßt hatte.

„Wie sollte ich dies übrigens auch, da meine schnelle That nur die Folge der augenblicklichen Aufwallung war, welche allerdings theilweise aus meiner Unzufriedenheit mit den Maaßregeln der Regierung entsprang.

„Ich blickte deshalb unschlüssig umher, aber da ich einige wenige Europäer mich umstehen sah, da ich nicht viel zu hoffen hatte, so entgegnete ich:

„Ich werde es, sobald ich sie führen kann!

„Für das Letztere soll gesorgt werden! sagte der Mann.

Ich darf wohl nicht erst anführen, daß dieser Krieger niemand anders als der große Tupac Amura war.

„Ach, mein junger Freund, Tupac Amura war wirklich ein großer Mann.

„Wie ich schon gesagt, leitete er seine Abkunft von den Kaziken Perus her und zwar von demjenigen, der durch seinen Bruder Atahualpha besiegt worden, obgleich er rechtmäßiger Herrscher des Landes war, als die Spanier in das Land kamen.

„Sein umfassender Geist, der durch den Umgang mit tüchtigen

Männern aller Nationen gebildet worden, erkannte, daß es thöricht sei, vereinzelte Aufstände zu unternehmen.

„Er rief deshalb ganz Südamerika auf, diejenigen, welche sich Besitzer desselben nannten, zu verjagen.

„Viele folgten seinem Rufe, aber viele waren zu unverständig, ihn zu begreifen.

„Aber immerhin gewann der Aufstand in kurzer Zeit so an Ausdehnung, daß er der Herrschaft der Spanier wirklich gefährlich war.

„Tupac Amura wurde allgemein der Kazik genannt.

„Als er mir bei unserem ersten Zusammentreffen jenes letzte Versprechen gegeben, wendete er sich ab, um einige andere Anordnungen zu treffen.

„Ich aber ward nach kurzer Rast, begleitet von einer Schaar Indier weiter in das Gebirge hinauf gebracht.

„Wir marschirten drei Tage und zum Theil auch während der Nächte, endlich mit Anbruch des vierten waren wir am Ziele angelangt, welches mir zugleich einen Anblick bot, den ich noch nie gehabt hatte.

„Seid Ihr in den Gebirgen der Anden gewesen?“

„Nie!“

„Ah, dann habt Ihr die Schöpfung des Herrn noch nicht zu bewundern Gelegenheit gehabt!

„Ich erwachte eben aus einem Halbschlummer, wie ich ihn seit dem anstrengenden Marsche überhaupt nur schlief, als eben die Sonne im Osten aufging, und die Luft so klar war, daß ich, obgleich weit, sehr weit vom Meere entfernt, den klaren Streifen, welcher sich ostwärts als Saum des Landes zeigte, für jenes hielt.

„Hinter uns säumten sich die Bergkegel mit golden schimmernden Umrissen, die in mehreren Farben spielend, am ehesten mit einem Regenbogen verglichen werden dürften, während die uns zugekehrten Schlünde und Abgründe noch schwarz wie die Nacht, wie grausige Gespenster erschienen, welche sich dem Anbruche des Tages zu widersetzen, die Absicht hatten.

„Vor uns dagegen schwamm alles, die Berge, die Schluchten, die kleinen Wälder von Eichengestrüpp in einem rosigen Schimmer, dessen Tinten durch keine Ausdrücke zu bezeichnen sind.

„In den Wänden aber schimmerten und flimmerten wie ebenso viel Sterne an der azurnen Decke des Himmels im rothen, grünen, goldenen und silbernen Lichte, unzählige Rubine, Smaragde, gediegene Goldstücke und Erze, daß die durch sie zurückgeworfenen Strahlen fast blendeten.

„Ah! rief ich unwillkürlich, welche Pracht!

„Meine Begleiter lächelten über meine Verwunderung, die sie nicht theilten, weil ihnen jener Anblick nicht neu war, und doch hatte ich den schönsten Edelstein dieser reichen Gegend, den Diamant derselben noch nicht gesehen!

„Zwischen zwei kegelförmigen Felsen hindurch drängte sich dunkel belaubt ein Gehölz von Eichen und Kastanien hervor.

„Ueber dem dunklen Laube aber zeigte sich das Dach eines Häuschens, wie man sie sonst nur tiefer unten am Meere zu sehen gewöhnt war.

„Ja, es war zu jener Zeit eigentlich ein Wunder, ein solches Gebäude hier anzutreffen.

„Da wir fast schon bei demselben angelangt waren, so konnte ich es bald durch einen Blick zwischen den Bäumen hindurch ganz sehen, und meine Verwunderung stieg noch höher.

„Da aber erschien plötzlich unter dem dunklen Laube eine Gestalt, welche fast meine Sinne verwirrte.

„Mein junger Freund, unser Vaterland, daß ich, so traurig es auch mein Schicksal bestimmte, doch auch mein Vaterland nennen darf, ist reich an Wundern, die wirklich existiren.

„Es ist aber noch reicher an Sagen von andern, die nicht vorhanden sind, und die Gebilde der kühnsten Phantasie übersteigen.

„Mir aber fielen bei dem Erscheinen jener Gestalt alle bei, und ich glaubte an alle.

„Ich wähnte mich in das Land der Feen versetzt, ich glaubte in dem so viel gesuchten und nie gefundenen Eldorado zu sein. Ich hielt jene Gestalt für die Hüterin desselben, welche die höhern Mächte mit der Macht ausgerüstet hätten, denjenigen zu blenden, welcher sich näherte.

„Und wirklich, es war so.

„Ich befand mich wirklich in dem Eldorado, und jene einem Luftgebilde ähnliche Gestalt war dessen Hüterin.

„Es war ein Mädchen, dessen Alter man nicht errathen konnte, weil dasselbe nicht den Gesetzen der Zeit zu unterliegen schien.

„Eine Gestalt, deren Vollkommenheiten daran erinnerten, daß auch der verkörperte Mensch mit seiner Materie in Verbindung mit dem Himmel steht.

„Ich war entzückt, bezaubert; denn ein leichtes Gewand bedeckte nur ihre Glieder, und dies nicht ganz.

„Ihr reiches Haar, rabenschwarz, hing in zwei Flechten bis zur Erde herab.

„Das Auge glänzte wie Gagath.

„Hals, Schultern und Busen waren unbedeckt.

„Ebenso die Arme und der untere Theil der Beine.

„Ihre Farbe schien, als der Strahl der Sonne auf sie fiel, der des Rosenblattes zu gleichen.

„Aber, wenn ich auch diese Theile und Eigenschaften ihres Körpers zu beschreiben Worte finden mag, ihr Antlitz, ihre Züge zu beschreiben, ist unmöglich.

„Ich hatte mir nie eine Vorstellung machen können von jenen himmlischen Wesen, welche unsere Priester Engel nennen.

„Jetzt konnte ich es.

„Denn das Lächeln auf diesem Engelsantlitze, als dieser Engel uns entgegenkam, war selbst der Himmel.

„Junger Mann, ich bin jetzt alt, und sehr alt, ich habe mehr als die Hälfte meines Lebens im Kerker verbracht, aber noch jetzt verjünge ich mich, fühle ich stets auf's Neue die Kräfte meiner Jugend, wenn ich mich jenes Anblicks erinnere!"

Diego schwieg und schien schwer zu athmen bei der Aufregung, in welche er sich hineingesprochen.

Auch José schwieg, aber er verhielt den Athem oder hatte ihn verhalten, um keine Silbe von den Worten des Alten zu verlieren, denn es war ihm, als spräche sein Herz, als sähe auch er die Erscheinung, durch welche Diego so entzückt worden, aber als sei dieselbe Donna Marie in Person.

Als Diego geendet hatte, stieß er einen schweren Seufzer aus.

Jener aber fuhr fort:

„Die Gefühle, welche mich durchströmten, waren bisher nur durch das Auge zum Herzen gedrungen.

„Jetzt aber ward auch mein Ohr von den Tönen der Stimme berührt.

„Seid willkommen, Sennor!" sagte das Mädchen, „es ist Alles zu Eurer Aufnahme bereit!"

„Ich dachte nicht daran, wie also bereits Jemand meine Ankunft hier verkündet hatte.

„Ich dachte wohl überhaupt nichts und als ich antwortete:

„Ich danke Euch, Sennora!" wußte ich eigentlich nicht was ich sprach. —

Das Mädchen erröthete und reichte mir die Hand.

„Ach, diese Berührung, José! diese Berührung, sie durchzuckte meinen ganzen Körper, wie ein electrischer Funke, und nur derjenige konnte etwas Aehnliches empfunden haben, der vom Blitze getroffen ward, und den Schlag überlebte.

„Denn diese Berührung zerschmetterte mich, und versetzte mich zugleich in den Himmel.

„Sie tödtete meinen Körper und belebte meine Seele.

„Ich war fast von Sinnen, und wußte nicht, was ich that, als ich die Hand, welche mir gereicht worden, an meine Lippen führte.

„Das Mädchen entzog mir die Hand und ich erschrak.

„Ich denke, Ihr seid krank, Sennor?" sprach dasselbe „Thuala wird böse werden!"

„Ah, ich bin sehr krank!" stotterte ich, „Thuala möge mir verzeihen, ich habe den Verstand verloren!"

„Thuala lächelte unglaubig und ertheilte meinen Begleitern, die dieser Scene ernsthaft zugesehen, einige Weisungen.

„Hiernach ward ich in das Haus gebracht.

„Mit dem Betreten der Schwelle desselben wünschte ich nie zu genesen und ach, dies geschah jetzt so schnell.

„Ich weiß nicht, wo die Wochen blieben.

„Ich weiß nur, daß ich in einem Meere von Wonne und Seligkeit schwamm; daß aus diesem meinem Glücke aber mich eine Botschaft riß, die uns von den Kämpfen, Vortheilen und Niederlagen der Aufständigen Nachricht brachte.

„Leider waren die letztern viel häufiger als die ersten.

„Diese Nachrichten aber machten mich jedesmal unglücklich, weil sie daran erinnerten, daß ich keineswegs, wie ich träumte, mich im Himmel befinde, sondern recht sehr, obschon ich mich in dem gerühmten Eldorado befand, an das irdische Jammerthal der Erde gebunden sei.

„Doch bald schwand dieses Gefühl wieder bei dem Lächeln von Thuala.

„Thuala war ein Kind und besaß den Verstand eines Weisen.

„Sie war ein Weib und hatte die Kühnheit eines Mannes.

„Wenn ich Ihr meine Liebe erklärte, so tändelte sie mit mir und scherzte und lachte wie ein Kind.

„Sprachen wir aber von den Verhältnissen unseres Vaterlandes, so schien sie den Unterricht aller Weltweisen genossen zu haben.

„Sie war ein Weib, sobald ich ihr die glückliche Zukunft ausmalte, welche vor uns zu liegen schien und versank in schwärmerisches Träumen, wenn ihre Hand in der meinigen lag, wenn mein Arm sich um ihren Nacken legte, oder mein Mund ihre Lippen berührte.

„Aber sie ward ein Mann, wenn wir von den Kämpfen ihres Volkes gegen die Spanier sprachen, ihr Auge funkelte und ihr Busen wogte, und sie erklärte, daß ich sie nur besitzen könne, wenn ich die Freiheit ihres Vaterlandes mit erringen helfe.

„Ach, ich sollte mich also von ihr trennen.

„Ja, ich mußte mich von ihr trennen, und da ich eigentlich schon genesen war, wäre es Feigheit gewesen, wenn ich noch zögerte, wäre es Niederträchtigkeit gewesen, wenn ich nicht auf den Kampfplatz eilte, wo für die Partei, welcher ich jetzt angehörte, Niederlage auf Niederlage folgte.

„Ich gehorchte also dieser Pflicht, die ich mir selbst, und die mir meine Liebe auferlegte.

„Bisher hatte Thuala nie erklärt, daß sie meine Liebe erwidere, sie hatte ebenso meine Liebkosungen geduldet, aber nicht erwidert.

„Als ich Abschied nahm, einen Abschied, der mich fast vernichtete, erschien sie wie immer heiter, harmlos, fröhlich und gütig.

„Da warf ich mich vor ihr nieder, und flehete sie um Gegenliebe an.

Sie antwortete, indem sie mir die Hand reichte:

„Sennor, ich achte Euch, aber ich liebe nur den, dessen Blut ihm nicht zu theuer war, es für mein Vaterland zu vergießen; der mein Vaterland mehr wie mich liebt!"

„Ach, ich will beides, ich will sterben für Dich und Dein Vaterland!" rief ich.

„Thut es, wenn es sein muß!" sagte sie sich abwendend, „bleibt Ihr aber am Leben, so wiederholt später Eure Frage!"

„Und sie eilte davon, indem sie ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte.

„Ah, sie liebt mich; Thuala, Thuala!" rief ich aufspringend.

„Doch Thuala kehrte nicht zurück.

„Ich stand einen Moment da, um mich zu erholen.

„Dann aber war es, als rufe die Großartigkeit der Natur, welche mich umgab, auch diejenige Kraft in mir wach, welche nur die Seele eines Menschen zu entwickeln im Stande ist.

„Ich raffte mich auf und eilte davon.

„Ich traf in dem Lager der Kämpfer für die Unabhängigkeit ein, und fand Tupac Amura, um ihn die Grüße seiner Tochter zu überbringen, denn dies war Thuala.

„Aber ich brachte ihm auch eine Bitte vor, welche zu stellen ich keinen Augenblick zögerte.

„Der große Kazik blickte mich einen Moment durchdringend an.

„Dann sagte er:

„Mein Freund, Du verlangst die Tochter eines Fürsten, die mehr Ahnen aufzuweisen hat, als der größte Eurer europäischen Könige, die Tochter eines Königs, die mehr Reichthümer besitzt und besitzen wird, als alle Eure Könige und Kaiser zusammen."

„Großer Kazik!" antwortete ich, „ich will Eure Tochter nicht um ihrer Ahnen und um ihres Reichthums willen, ich will sie um ihrer selbst willen!"

„Aber der Mann meiner Tochter wird der Erbe meiner Würden sein!"

„So will ich versuchen, würdig genug zu werden, der Erbe Eurer Würden zu sein!"

„Ah, so erkämpft Euch Diese und Jene!"

„Das will ich thun, so wahr ein Gott im Himmel lebt!"

„Und ich habe gekämpft, ich habe Tupac Amura zehn Mal das Leben gerettet, was ich leider zum elften Male nicht konnte.

„Ich habe Atahualpha das Leben gerettet, und habe überall Wunder gethan, die ich nicht mir zuschreiben, sondern die meiner Liebe zu Thuala entsprangen.

„Aber die Zeit war noch nicht gekommen, zu der die Anstrengungen der geknechteten Amerikaner von Erfolg sein sollten.

„So muthig und tapfer auch gestritten ward, es fehlte uns an Geld und Mitteln, unsere Verluste zu ersetzen.

„Wir unterlagen nicht, aber wir wurden stets geschlagen.

Oft sagte ich zu Tupac:

„Besitzt Ihr denn die Schätze des Eldorado's umsonst?"

„Doch stets schüttelte er traurig den Kopf.

„Ich konnte dies nicht begreifen, und empfand fast einen Widerwillen gegen den großen Mann, an welchem ich keine niedrige Eigenschaft oder Leidenschaft entdeckt hatte, als den Geiz, welchen ich jetzt zu erkennen glaubte.

„Als fast alle unsere Kräfte erschöpft waren, als unsere Heere zerstreut umherirrten, ward ich dringender.

„Wieder dasselbe Zeichen der Verneinung war die Antwort.

„Da loderte mein Zorn auf.

„Tupac, Kazik von Peru, Dein Geiz ist der Untergang Deines Volkes!" rief ich, „Du hast Schätze und sparst sie engherzig, während Dein Volk verblutet!"

„Da aber hob der Edle sein Haupt:

„Junger Freund, Du urtheilst, wie Du es verstehst, die Schätze, welche Du gesehen, sind nur dann zu heben, wenn das Land seine Unterdrücker verjagt hat!"

„Ich begriff, welches Hinderniß den Kaziken abhielt, Hand an jene Reichthümer zu legen, die durch den Aberglauben, welcher sie bewachte, zur Chimäre wurden.

„Ich war nicht abergläubisch, aber ich mußte diesen geheiligten Aberglauben anerkennen und achten.

„Anerkennen, weil ich einsah, daß die Völker der Indier von Amura abfallen würden, wenn er zu jenem Mittel griff.

„Achten aber, weil ich sah, wie der große, vorurtheilsfreie Mann selbst mit Frömmigkeit daran glaubte.

„Amura war seit dieser Zeit stets düster und niedergeschlagen, und düster wie er, düster wie der Horizont des Kriegeshimmels um uns, war auch die Stimmung des Heeres ähnlich wie bei dem Schwererkrankten die düstere Vorahnung des Todes!"

Diego schwieg, aber er schwieg diesmal nicht allein, um sich zu erholen, sondern sagte später mit matter Stimme:

„Genug für heute — laßt mich hier schließen!"

„Oh schon, Sennor?" rief José.

„Ja, ich fühle mich ergriffen, die widerstrebendsten Aufregungen, in welche ich heute gerathen, haben mich erschöpft! ich bin kein Jüngling mehr wie Ihr, und ich, der ich das, was ich erzähle, erlebt, werde davon stärker ergriffen wie Ihr, der Ihr nur hört!"

„Oh, ich nehme lebhaft Theil!"

„Ich glaube es; doch ruht wohl!"

„Schlaft wohl!" sagte der junge Indier seufzend.

25.

Tupac Amura's Tod.

Am nächsten Abende, zu derselben Zeit, die wie gewöhnlich von José Paez sehnlichst herbeigewünscht wurde, setzte Diego seine Erzählung fort.

Die Stimme des alten, im Gefängnisse ergrauten Mannes hatte etwas Feierliches in ihrem Tone.

Er begann:

„Südamerika, welches von dem Schöpfer nur gemacht zu sein scheint, um seine Bewohner zu beglücken, hat solches nie gekonnt, weil jene nie die Geschenke der Natur zu würdigen wußten.

„Denn die Zank- und Streitsucht seiner Ureinwohner hatte sie schon Jahrhunderte lang der Früchte beraubt, welche sie zu genießen

von dem Segen der Natur bestimmt waren, ehe die Fremdlinge in das Land kamen, welche es gänzlich elend machen sollten.

„Es ist dies letztere vielleicht die Strafe für den Undank, welchen jene gegen den Schöpfer durch ihre Bosheit an den Tag legten und es ist nur zu wahr, diese Strafe wäre eine verdiente.

„Aber wenn sie auch solches sein mag, es ist eine schreckliche gewesen und ist es noch, denn die Herrschaft der Fremdlinge hat nicht allein ganze Generationen, ganze Völker ausgerottet, sondern das ganze Geschlecht verdorben.

„Dies zeigte sich besonders damals, als der erste bedeutendere Aufstand gegen die fremden Gewalthaber zu Grunde ging.

„Die amerikanischen Stämme hingen durch ihre Traditionen noch immer an den Nachkommen der alten Kaziken.

„Amura und Atahualpha behaupteten dies zu sein und Niemand bestritt es ihnen; alle folgten ihrem Rufe.

„Ja, was von fast noch größerer Bedeutungwar, die eingewanderten Racen, die Creolen, die Mulatten, alle erkannten sie an, und ein großer Theil erklärte sich zu ihren Anhängern.

„Das war der Anfang, und der Anfang versprach viel.

„Aber als das Glück bald darauf die Erhebung und Unternehmung verließ, fielen die Racen, die Völker und Stämme ab, wie sie erst herbeiströmten.

„Zwar dauerte der ungleiche Kampf, welcher jetzt geführt wurde, noch Jahre, aber es war eigentlich kein Kampf mehr, sondern die letzten Athemzüge einer Erregung, die unter der Verfolgung und zwar einer blutigen Verfolgung der Feinde, verrauchte.

„Der Krieg wüthete abwechselnd in Peru, in Venezuela, in Bolivia, ja selbst bis zu der Mündung des La Plata hinab.

„Immer geschlagen, oft zerstreut, versammelten wir uns stets wieder und versuchten es aufs Neue uns zu erheben.

„Es war indessen vergeblich.

„Nach einem Zeitraum von sechs Jahren, befanden wir uns wieder auf dem alten Flecke, das heißt, nicht etwa mit den Aussichten und der Stärke, wie zu Anfange der Unternehmung, sondern nur

dort, wo sie begonnen, auf den Anden im Norden von Lima, und in der Nähe von Truxillo.

„Aber wir hatten jetzt nicht mehr mit dem Unglück allein zu kämpfen, sondern auch mit dem was der Unglückliche stets zu fürchten hat — mit dem Verrath.

„Ja oft standen sogar ganze Völkerschaften, sobald wir ihre Grenzen betraten, bereit uns zu empfangen, nicht als Freunde sondern als Feinde.

„Andere dagegen schlichen sich in unsere Reihen und suchten unsere Stärke und unsere Absichten zu erspähen, um sie den uns stets auf den Fersen befindlichen Spaniern zu verrathen.

„Selten nur fanden wir eine gute Aufnahme, noch seltener Unterstützung, denn wir waren geächtet, und diejenigen, welche Gemeinschaft mit uns hielten oder machten, wurden es ebenfalls.

„Ich darf wohl nicht erst sagen, daß auch ich bei dieser Wendung der Dinge stets finster und düster gestimmt war.

„Indessen noch hoffte ich, weil ich liebte.

„Diese Liebe aber trieb mich auch an, nicht allein zu hoffen, sondern nimmer nur alles zu wagen.

„Da nahm mich eines Abends Tupac, dem ich fast beständig als Adjutant zur Seite war, bei der Hand und führte mich abseits.

„Wir erstiegen eine Höhe des Plateau's, auf welchem sich unser Lager befand; die Sonne ging eben unter.

„Als wir dieselbe erklimmt hatten, blickte der Kazik eine lange Zeit dem sinkenden Tagesgestirn zu, und sagte endlich:

„Sie schwindet und wie sie, um zu erstehen, werden auch wir sinken, um später neu aufzugehen, doch die Nacht, welche auf den Tag folgen wird, den wir gelebt, wird länger dauern wie die ihrige!"

„Ich schwieg.

„Tupac wendete sich von der Sonne zu dem Lager, wo einzelne Feuer bleich glimmten.

„Das sind die Reste des Heeres! murmelte er, es ist sehr zusammengeschmolzen; ah, es ist gar nicht mehr vorhanden!

„Der Kazik blickte mich an, als erwartete er eine Antwort.

„Aber ich schwieg noch immer, weil ich nicht wußte, was ich entgegnen sollte.

„Er fuhr fort:

„Ja, es ist verschwunden und die mehrsten der Tapfern, welche sich darin befanden, sind gefallen, die Feigen haben es verlassen und die sich dort befinden, sind keine Tapfern mehr, es sind Verzweifelte!"

„Auch die Verzweiflung macht tapfer!" murrte ich.

„Meinst Du, Diego?" sagte er milde, „doch Du irrst, die Verzweiflung ist nicht tapfer, obwohl sie dem Anschein nach muthig kämpft, die Verzweiflung siegt nie!"

„Ich blickte ihn erstaunt an!

„Ja ja!" fuhr er fort, „es ist so, die Verzweiflung kämpft um das letzte was jedem lebenden Wesen bleibt, das nakte Leben. Dies thut in der Verzweiflung die Gemse wie der Löwe, der Feigste wie der Muthigste, und wenn sie siegt, so weiß sie nicht, was sie mit dem Siege anfangen soll, sie rennt davon wie der Buschhase! Jene dort werden kämpfen bis sie fallen, aber sie werden nicht siegen, selbst wenn sie, was aber unmöglich ist, den Sieg erkämpften!"

„Mein Staunen wuchs.

„Aber welche Gedanken beherrschen Euch, Kazik?" rief ich.

„Ich selbst!" fuhr er fort, „mache es sogar nicht besser, denn es bleibt mir keine andere Wahl, seit einem Jahre schon habe ich nicht mehr daran geglaubt, das Ziel, welches ich verfolgte, zu erreichen, und Du Diego — ja Du, ist es mit Dir besser?"

„Ich kämpfe nicht aus Verzweiflung!" sagte ich unwillig.

„Aber wenn Du nicht kämpfst bis Du fällst, so wirst Du am Galgen sterben!"

„Ich habe nie daran gedacht!" antwortete ich, „ich kämpfe für die Freiheit des Landes und des Volkes, diesen Zweck habe ich nie aus den Augen verloren und kämpfe endlich, um würdig zu sein, ein Bürger dieses Landes zu werden!"

„Amura sah mich durchdringend an.

„Ja, es ist wahr!" sprach er, „und Dir mag es wohl noch schmerzlicher sein wie mir, daß wir unser Ziel nicht erreichten!"

„Ich versichere Euch, daß ich deshalb traure!"

„Aber würdest Du auch so sagen, wenn nicht persönliche Absichten Dich veranlaßt hätten, an diesem Kampfe Theil zu nehmen?"

„Ich schwieg längere Zeit; denn diese Frage verletzte mich.

„Antworte mir!“ sagte der Kazik.

„Es ist besser, wenn ich Euch nicht antworte!“ murrte ich.

„Du scheinst Dich beleidigt zu fühlen?“

„Ja!“

„Nun gestehe mir wenigstens, daß Du ohne den Beweggrund, der Dich später trieb, auf halbem Wege stehen geblieben wärst!“

„Es ist möglich!“

„Ah, laß uns abbrechen, Freund, es ist vielleicht das letzte Mal, daß wir im Vertrauen mit einander sprechen!“

„Wie?“

„Meine Stunden sind gezählt!“

„Eure Trauer macht Euch irre!“

„Keineswegs, ich bin vollkommen klar, es wäre nutzlos, daß jene stürben, ich werde mich allein opfern!“

„Ich verstehe Euch nicht!“

„Siehst Du drüben die Wachtfeuer?“

„Ich sehe sie!“

„Du weißt, dort lagern unsere Feinde.

„Ich weiß es!“

„Wie viel Zeit bedürfte es, von hier dorthin zu gelangen?“

„Ich dächte, eine Stunde!“

„Gut, in drei Stunden werde ich im Lager der Feinde sein!“

„Madre de dios, verstehe ich recht?“

„Du kannst nicht mißverstehen!“

„Beim Himmel, das darf nicht geschehen!“

„Es muß, Diego!“

„Ah, und wenn ich —!“

„Schweigen soll!“ herrschte Tepac.

„Ich schwieg wirklich, die Macht des Mannes war zu groß über mich.

„Das!“ fuhr er dann wieder ruhiger fort, „das ist beschlossen, aber ich möchte gern eine Gewähr für die Zukunft meiner Tochter haben und diese will ich von Dir verlangen!“

Wenn auch die erste Aufwallung, welche theilweise aus dem früher von mir gefaßten Unwillen entsprang, mich einen Augenblick

hingerissen hatte, so begriff ich doch sofort die ganze Größe des Opfers, welche der Kazik zu bringen beabsichtigte.

„Ich ergriff seine Hand und preßte sie an meine Brust, während ich meine Thränen nicht zurückhalten konnte.

„Du hast Thuala," sprach er weiter, „zum Weibe begehrt, willst Du sie noch haben?"

„Wie könnt ihr noch fragen!" schluchzte ich, „stets und immer werde ich sie verlangen!"

„Ah, ich habe es erwartet. Du bist zwar ein Spanier, aber Du hast Dich nicht allein gezeigt wie ein Creole, sondern wie ein Indier, sei darum der Erbe meiner Würden, die man mir streitig gemacht aber nicht genommen hat, der Erbe meiner Reichthümer, welche man kennt aber nicht nehmen kann, weil eine höhere Macht sie beschützt. Bringe Thuala meinen Segen, und nimm sie, sage ihr, daß ich es geboten. Wir haben zwar nicht die Freiheit des Landes erkämpft, aber wir haben für sie gekämpft und Du mit uns, das möge ihr genügen!"

„Ich konnte kein Wort hervorbringen, glücklich und unglücklich zugleich, versagte mir die Sprache den Dienst, mein Herz schnürte sich zusammen und doch drohete die Brust zu springen.

„Endlich warf ich mich zur Erde.

„Dank, Dank!" war alles, was ich hervorbringen konnte.

„Steh auf!" sagte jetzt der Kazik, „und komm; ich wiederhole Dir zu schweigen; was ich beschlossen, geschieht!"

„Ich folgte willenlos.

„Im Lager herrschte wie gewöhnlich Traurigkeit und jene Art von Stumpfsinn, die das Verschwinden jeder Lebenslust und jeder Hoffnung andeutet.

„Einige beachteten unsern edlen Führer schon lange nicht mehr, andern war er gleichgültig.

„Tupac rief Atahualpha.

„Beide sprachen lange allein.

„Dann entfernte sich der letztere aus dem Lager und ich blickte fragend auf den Kaziken.

„Er nickte mit dem Kopfe.

„Ich wußte leider, was dies zu bedeuten hatte.

„Nach zwei Stunden kehrte Atahualpha zurück.

„Da Niemand wußte, zu welchem Zwecke er das Lager verlassen hatte, so erwartete ihn auch Niemand, nur bis auf die Wache, schliefen fast Alle.

„Aber ich hatte ihn erwartet.

„Auch Atahualpha nickte blos stumm mit dem Kopfe als er mich erkannte und ich erbebte.

„Denn ich wußte ja auch, was dieses Zeichen zu bedeuten hatte. Atahualpha begab sich zu Amura.

„Schon seit längerer Zeit hatte ich im Spanischen Lager den Ton der Signalhörner vernommen, als der Gesandte des Kaziken zurück war, ertönten dieselben auch bei uns und die Schläfer fuhren vom Boden auf; wir versammelten uns.

„Es war eine verzweifelte Scene, welche jetzt folgte.

„Der Abend war hell und klar und die theilweise noch brennenden Wachtfeuer gaben dem ungewissen Lichte jene dunkle Färbung, welche alles glühend erscheinen läßt.

„In dieser Gluth stand Amura, einer broncenen Bildsäule ähnlich, aufrecht, aber ohne Bewegung, als wir uns um ihn sammelten.

„So geräuschvoll dies sonst bei einer selbst vorsichtigen und an Stille gewöhnten Menschenmenge geschehen mag, sprach doch Niemand ein Wort und jeder schien zu ahnen, daß etwas Wichtiges erfolgen werde.

„Ja es schien, als ob die Regungslosigkeit des Führers die ihn Umgebenden ansteckte, so blieben auch sie, sobald sie Platz genommen, ohne Bewegung.

„Als alle versammelt waren, hob der Kazik seinen Kopf noch höher und sprach:

„Meine Freunde, unsere Sache ist verloren, Ihr wißt es Alle und wir halten uns nur, weil wir gleichsam stillschweigend übereingekommen, oder durch denselben Drang getrieben werden, uns nur mit dem Tode für besiegt zu erklären.

„Aber es wäre nutzlos, uns alle zu opfern.

„Das Leben ist ein Geschenk der Väter, welches jeder, so lange als nur möglich, zu erhalten suchen muß, um seinen Anspruch an demselben erfüllt zu sehen.

„Es ist wahr, es können Lagen eintreten, wo der Tod dem Leben vorzuziehen, aber diese sind nur vorübergehend, weil die Zukunft den Wechsel derselben in sich birgt.

„Mit dem Ende des Lebens hört aber die Zukunft auf, und mit der Zukunft schwindet auch jede Aussicht, den Zweck zu erreichen, nach welchem man strebt.

„Wir alle verfolgten und verfolgen dasselbe Ziel.

„Opfern wir uns jetzt Alle, so kann Niemand von uns dasselbe erreichen, während, wenn einige von uns überleben, dies möglich bleibt.

„Es ist also Hauptsache, hierauf unser Augenmerk zu richten und unsere Aufgabe, jenes zu erreichen.

„Nimmermehr aber wird es geschehen, wenn wir unsern Kampf noch länger, so wie es bisher geschehen, fortsetzen, einen Krieg noch länger führen, der offenbar Alle in den Abgrund schleudern muß.

„Ich bin die Ursache desselben und in mir sehen die Feinde unseres Volkes und Tyrannen des Vaterlandes den Aufstand concentrirt, alle Ursachen desselben vereinigt.

„Sie halten sich des Sieges gewiß, wenn meine Person ihnen ausgeliefert wird.

„Weil ich aber dies wußte, habe ich ihnen meine Bereitwilligkeit erklärt, mich ihnen auf Gnade und Ungnade zu ergeben, wenn für Euch Straflosigkeit zugesichert würde.

„Ich habe mich nicht getäuscht; der Feind hat mein Anerbieten angenommen und will Euch ziehen lassen, sobald ich mich ihm überliefert.

„Ihr seht mich jetzt bereit, dies auszuführen und Abschied von Euch zu nehmen.

„Lebt wohl und gedenkt dessen, was wir beabsichtigt und was ich Euch gesagt; es wird hoffentlich Einer unter Euch sein, der Kraft, Muth und Talent genug besitzt, das begonnene Unternehmen weiter zu führen und ich wünsche nur, daß ihm eine günstige Gelegenheit dazu sich biete, so wie, daß dasselbe auch vom Erfolge gekrönt werde!"

„Der Kazik schwieg und hielt den ihn Zunächststehenden seine Hände zum Abschiede hin.

„Aber auch diejenigen, welche jetzt noch den Rest des einst nach Zehntausenden zählenden Heeres, welches jetzt nur nach Hunderten zählte, bildeten, schwiegen und Niemand machte Miene, die dargebotene Hände des Führers zu ergreifen.

„Seine Rede hatte einen Eindruck gemacht, wie solcher nur durch die traurigsten Ereignisse und großartigsten Begebenheiten, wenn sie zusammenwirken, hervorgebracht werden kann.

„Ein erhebendes und zugleich niederdrückendes Gefühl bemeisterte sich der Seelen.

„Aber die Niedergeschlagenheit trug über jenes den Sieg davon, weil sie bereits seit länger denn einem Jahre unsere stete Begleiterin gewesen und, wie ich glaube, einen Theil unseres Unglücks ausgemacht hatte.

„Sie trug den Sieg davon, weil alles, was der Fürst gesagt, auch als wahr erschien, und diese Wahrheit war fürchterlich.

„Denn weil sie die Aufopferung aller als unzweifelhaft darstellte, wenn nicht etwas Besonderes geschah, so ließ sie das Opfer des Führers auch als eine Nothwendigkeit erscheinen.

„Dennoch aber war der Vorschlag des Kaziken zu ungeheuerlich, um so ohne Weiteres angenommen zu werden.

„Nach den ersten Momenten des Schweigens, die grausig bei dem herrschenden Halbdunkel mit den rothfahlen Streiflichtern der erlöschenden Lagerfeuer waren, erhob sich ein dumpfes Murren.

„Dies Murren aber ward wie der von fern her näher brausende Wirbelwind stärker und drehete sich wie ein solcher im Kreise um den Fürsten, der schweigend und aufgerichtet in der Stellung blieb, welche er angenommen.

„Ruhe!“ gebot er dann plötzlich mit mächtiger Stimme, „Ruhe, Ihr Thoren; ich habe mich herbeigelassen, Euch eine Erklärung meiner Absichten zu geben, Ihr aber seid einer solchen unwürdig, und da Ihr mich nicht begreift, so gehorcht meinen Befehlen.

„Diese lauten aber: Geht auseinander, geht hin wo Euch ein häuslicher Heerd oder eine Familie andere Pflichten auflegt!“

„Nach diesen Worten machte der Kazik Miene, aus dem Kreise zu treten.

„Aber wenn das Gemurmel von vorhin jene Art von Unzufrieden-

heit ausdrückte, die zwar das Opfer einer großen Seele würdigt, aber dasselbe anzunehmen sich weigert, so brachte die letzte Rede und das Gebot des Führers einen anderen Eindruck hervor.

„Denn als wenn jener plötzliche Wirbel, mit dem die frühere Unzufriedenheit der Krieger erst verglichen worden, sie jetzt selbst erfaßt hätte, drängten sie sich dem Führer heftig näher.

„Einige ergriffen seine Hände, seine Arme, seine Beine, seine Kleider.

„Andere, die nicht so glücklich waren, diese zu erreichen, warfen sich zu Boden.

„Viele schluchzten und überall wurden Ausrufe laut, welche von einem eben so heftigen, als tiefen schmerzlichen Gefühle zeugten.

„Ich selbst bedeckte mein Gesicht mit den Händen, um nichts weiter zu sehen, sagte aber zu Atahualpha:

„Dürfen wir das Unerhörte geschehen lassen?"

„Es muß geschehen!" sagte er finster, „einmal, weil es nothwendig ist, und für's Andere, weil Amura es so will!"

„Ach, ich wußte dies freilich allein, daß es geschehen mußte!

„Während aber Alle auf das Heftigste erregt waren, blieb Tupac allein kalt.

„Während er seine Glieder von den Berührungen losmachte, schritt er vor und schien so wenig Unwillen, als Freude bei dieser Art von Huldigung zu empfinden, die gewissermaßen ein Triumph für ihn sein konnte.

„Dann schritt er wirklich mit feierlichem Gange aus dem Kreise, der ihn umgab, heraus.

„Schweigend standen Alle einen Moment und folgten dann eben so schweigend.

„Ich habe bereits gesagt, daß die Entfernung von unserem Lager bis zu den Feuern der Feinde höchstens eine Stunde betrug.

„Jene brannten seit einiger Zeit heller, die Folge der Botschaft, welche die spanische Armee erhalten und wir bedurften daher keines andern Wegweisers.

„Auf sie richtete Amura seine Schritte und wir folgten ihm.

„Oh, es war zwar nur eine Stunde, welche wir gebrauchten, vor

dem Lager des Feindes anzukommen, aber es war eine schreckliche Stunde.

„Mir ist nie die Zeit so schnell und zugleich so langsam verlaufen.

„Doch Beides änderte nichts in der Dauer, die sie wirklich hatte und änderte nichts in dem Wege, den wir zurücklegen mußten.

„Sie, die erstere ging hin, wie gewöhnlich und wir gingen durch die Schlucht, welche uns von dem Feinde trennte und auf deren jenseitigem Rande er sein Bivuac aufgeschlagen.

„Dicht vor demselben hielt Tupac an und winkte uns mit der Hand.

„Wir blieben zurück, denn außer dem stummen Gebote, welches in dem Winke des Kaziken lag, solches zu thun, erkannten wir die drohende Haltung der Spanier, welche unsern Absichten vielleicht nicht ganz traueten.

„Denn wenn wir sie eigentlich auch nicht fürchteten, so mußten wir leider den Umständen Rechnung tragen.

„Aber gewiß hätte die Mehrzahl jetzt einem letzten Kampfe auf Leben und Tod den Vorzug gegeben.

„Doch der Fürst hatte geboten und nachdem das Bewußtsein Aller wieder vollständig zurückgekehrt war, wagte es Niemand, trotz des Schrecklichen, welches dasselbe enthielt, ungehorsam zu sein, und wir blieben zurück.

„Amura dagegen schritt, ohne noch weiter ein Wort zu sprechen, auf das Lager zu, und wenn wir es auch nicht mit unseren Augen gesehen hätten, so würde uns der Jubel der Spanier verkündet haben, daß er bei ihnen anlangte.

„Es war ein fürchterlicher Moment und wir alle standen sprachlos mit geballten Fäusten.

„Vor der heftigen Bewegung, welche sich im Lager der Feinde kund that, konnten wir nicht sehen, was weiter geschah.

„Aber unsere erhitzte Phantasie war nur zu geschäftig, es auszumalen.

„Träumend waren wir dem Führer gefolgt, aber jene brachten uns durch ihr Spiel in Wuth.

„Zwischen uns und dem Lager des Feindes lief übrigens einer jener Bergrisse hin, die sich in den Anden so häufig finden.

„Ueber diesen waren an einigen schmalen Stellen Baumstämme gelegt, welche, wie wir deutlich sahen, durch dahinter aufgestellte Geschütze bestrichen wurden; über eine dieser Brücken war Amura gegangen.

„Links und rechts erweiterte sich diese Schlucht.

„Dieselbe vor uns und zwischen uns und den Feinden, blieben wir gleichsam nach einem stillschweigenden Uebereinkommen stehen.

„Warum wir dies aber thaten, hätte vielleicht Niemand zu sagen gewußt.

„Die Aufregung in dem Lager des Feindes nahm indessen zu, jemehr der grauende Morgen dem Schatten der Nacht ihre Schwärze und Dichtigkeit nahm.

„Deutlich konnten wir später, als das Morgenroth im Osten sich bereits verbreitete, sehen, wie auf einer weiter zurückliegenden Anhöhe sich eine Anzahl Personen zusammenfanden.

„Ihre Federhüte und die bei den ersten Sonnenstrahlen glänzenden Auszeichnungen deuteten höhere Offiziere an.

„Dafür sprach auch ein Kordon, welcher um jene Höhe gezogen war und hinter welchem sich eine dichte Menge drängte.

„Endlich theilte sich diese Menge auf einer Seite und ein Trupp schritt durch dieselbe hindurch bis zu dem Kordon.

„Hier hielt er und wir konnten erkennen, wie ein Mann von zwei Soldaten auf den Hügel geführt wurde.

„Dieser Mann mußte Amura sein.

„Wir hatten bisher geschwiegen, jetzt wagte Niemand zu athmen.

„Als derjenige, welcher, wenn nicht Amura, doch jedenfalls ein Gefangener war, oben anlangte, schien sich der Kreis enger zu schließen.

„„Sie berathen!“ murmelten einige Stimmen bei uns.

„„Sie werden ihn verurtheilen!“ rief es in meinem Innern.

„Und sie verurtheilten ihn, ihn, der ein geborener Fürst, der ein mächtiger König, ein würdiger Nachkomme edler Vorfahren und der ein Held durch Talent und Genie war.

„Aber dies Alles war er nur für uns, die wir ihm anhingen, für

die Seinen und sein Volk, höchstens noch für einen Theil der Creolen, welche seine Eigenschaften anerkannten, weil sie von ihm hofften.

„Für die Feinde war er nur ein Indianer, ein Aussatz des Geschlechtes, der mit dem schädlichen Raubthier, welches ausgerottet werden muß, auf einer Stufe steht.

„Er war für sie nur ein Meuterer und Empörer, ein Verbrecher, welcher noch tiefer als Räuber und Diebe steht, und nicht ein Mann, der sein Recht behauptet und seine Rechte beansprucht, der in seinen Anspruch denjenigen vieler Völker zusammenfaßte.

„Sie behandelten ihn, den König, also nicht wie wir, die wir ihn verehrten.

„Sie behandelten ihn, den Helden, wie stolze Spanier, die ihn verachteten.

„Ich weiß nicht, ob meine Gefährten sich dies anders dachten, ich glaube es beinahe, weil ihre Aeußerung darauf hindeutete.

„Ich dagegen war so überzeugt von dem, was geschehen werde, daß ich kaum noch einer Bestätigung desselben bedurft hätte; denn ich kannte die Stimmung meiner Landsleute gegen den Indier, insbesondere gegen den Indier, der es gewagt hatte, ihnen feindlich gegenüber zu treten.

„Eine geraume Zeit zwar blieb es noch unentschieden, was geschehen werde, und ich glaube, es währte Stunden.

„Uns aber wurden diese Stunden zur Ewigkeit.

„Dann, als der Tag bereits vollständig angebrochen war, als die Sonne schon so hoch stand, daß ihre Strahlen zu sengen anfingen, that sich auf's Neue eine Bewegung unter den auf dem Hügel befindlichen Personen kund.

„Dieselbe hatte kaum begonnen, als ein langhallender Jubel erschallte, welcher sich allgemach dem ganzen Lager mittheilte.

„Noch schwebten die Töne desselben in der von ihnen bewegten Luft, als wir bemerkten, wie sich fast Alle, bis auf diejenigen, welche im Dienste befindlich waren, dem linken Flügel des Lagers zuwendeten.

„Bald darauf folgten diesem Strome auch die Wachen, welche erst den Gefangenen gebracht hatten; den Mann in ihrer Mitte.

„Ein anderer Trupp aber, der jenem wieder folgte, schleppte Balken und Bauholz herbei.

„Was wird es jetzt geben?“ fragten wir uns.

„Wir konnten unsere Frage nicht beantworten, aber wir folgten dem Zuge, der das feindliche Lager bewegte, und hielten, als die Spanier hielten.

„Der Schlund, welcher uns jetzt trennte, hatte sich hier bereits bis auf mehrere hundert Schritt erweitert.

„Noch immer hatten wir nicht vermocht, die Absicht des Feindes zu errathen: doch bald sollte sie uns klar werden.

„Zimmerleute errichteten schnell ein Balkengerüst und von demselben aus lief ein Balken mindestens zwanzig Fuß weit über den Abgrund hinaus.

„Jetzt begriffen wir; denn dies Gerüst und Amura, den wir jetzt ganz deutlich erkannten — hier konnten keine Zweifel mehr obwalten.

„Ich für meinen Theil, lebte von dem Augenblicke, wo dies geschah, fast nur halb; eine Centnerlast schien mich zu erdrücken, die Zunge war mir gelähmt und ich vermochte kein Glied zu rühren.

„Und gewiß war es auch mit meinen Gefährten so, da Niemand ein Wort sprach.

„Alles, wozu wir im Stande waren, blieb die Beobachtung allein.

„Was wir aber beobachteten, war fürchterlich.

„Denn nachdem jener Balken hinausgelegt und befestigt worden, bemerkten wir, daß an demselben vorne eine Rolle befindlich war und durch diese Rolle ein Strick lief.

„Das Ende desselben ergriff ein roth gekleideter Mensch und zwei andere führten den Kaziken, dem die Hände auf den Rücken gebunden waren, vor.

„Als derselbe jenem nahe gekommen, legte er dem Kaziken die Schlinge des Strickes um den Hals und bedeutete ihn, wie wir aus seinen Bewegungen sahen, dicht an den Rand des Abhanges zu treten.

„Es geschah.

„Dann aber ward der Strick plötzlich angezogen, der Körper unseres Fürsten flog kopfüber nach dem Ende des Balkens zu und sank dann an dem nachgelassenen Tau in die Tiefe.

„Zugleich aber machte sich jetzt unser Schmerz, unser Schreck

und Alles, was man nur in einem solchen Momente empfinden konnte, in einem Verzweiflungsschrei Luft.

„Doch nur halb hervorgestoßen, schwieg derselbe wieder, als plötzlich ein Schuß knallte.

„Er schwieg, weil mit diesem Knalle zugleich der Strick wie zerschnitten war und nur ein kurzes Ende desselben, noch von dem Balken herabhing.

„Das andere Ende des Taues fuhr mit dem Körper, welcher daran befestigt war, mehrere tausend Fuß hinab; die Freude der Spanier war verkümmert, ihre Rache nur halb.

„Sie empfanden dies, und wenn wir erst ein Schmerzensgeschrei ausgestoßen hatten, so erhoben sie ein Wuthgeheul.

„Diesem aber folgte eine Salve, welche mindestens ein Drittheil von uns niederstreckte.

„Wir übrigen stoben auseinander!“

25.

Das Eldorado.

Diego hatte nach seinen letzten Worten im vorigen Abschnitt von seinem Zuhörer einen kurzen Abschied genommen, und dieser, erregt, erschrocken, hatte noch kürzer denselben erwidert.

Desto sehnlicher wünschte er dagegen die Nacht wieder herbei, da es nun nicht mehr eine Erzählung war, die er hörte, nicht mehr allein Ereignisse, die sein Vaterland allgemein betrafen, sondern da es Sachen waren, die, wie er ahnte, seine Familie und ihn betrafen.

Zu dieser Ahnung oder zu diesem Glauben, wenn man will, veranlaßte ihn der Name Thuala, denn seine verstorbene Mutter hatte Thuala geheißen.

Ferner der Name Amura und die Erwähnung des Eldorado, weil beide Ausdrücke in einem Gespräche seiner Eltern, das er belauscht hatte, vorkamen.

Endlich auch war in diesem Gespräche eines Mannes erwähnt worden, dessen Namen er vergessen, von dem aber Vater und Mutter mit besonderer Achtung sprachen, wobei außerdem ein tiefer Kummer sie zu erschüttern schien.

Er erwartete deshalb den Schluß oder die Lösung der Ereignisse nicht mehr wie ein Neugieriger, sondern wie Jemand der dabei interessirt war.

Diego fuhr in der nächsten Nacht fort:

„Es blieb uns, nach dem was geschehen, nichts anderes als die Flucht übrig.

„Denn mit dem Schusse, welchem Atahualpha abgefeuert und der die Spanier verspottete, weil er ihnen die Freude raubte, ihr Opfer einem schimpflichen Tode entgegenzappeln zu sehen, war auch der geschlossene Vertrag gelöst.

„Wer hätte indessen sagen können, ob uns, wäre der Schuß auch nicht abgefeuert, die Bedingungen, welche Amura festgesetzt, gehalten sein würden.

„Wir stoben also auseinander.

„Ich, von Atahualpha fortgerissen, folgte ihm und ihm folgten auch alle die zum Stamm der Araukaner gehörten.

„Wir erreichten unser Lager, bis zu welchem die Spanier vergeblich ihre Kanonenkugeln zu senden versuchten und bestiegen unsere Pferde, um nordwärts zu eilen.

„Ich machte Atahualpha Vorwürfe.

„Er war finster und gebot mir zu schweigen.

„Vielleicht reuete es auch ihn jetzt, daß er das Beginnen des Kaziken geduldet.

„Ein bunter Schwarm aus allen indischen Stämmen, einigen Kreolen und Europäern bestehend, eilten wir nordwärts.

„Denn wir hatten jetzt noch eine andere Aufgabe, und ich darin das Bedeutendste zu thun — aber mir sollte auch einzig ein Lohn, und ein großer Lohn dafür werden.

„Ich hatte bereits Atahualpha den Willen des Kaziken mitgetheilt und er antwortete:

„Ich kannte ihn, Diego!“

„Wir gingen also, Thuala von dem Verluste, der uns und sie hauptsächlich, getroffen, in Kenntniß zu setzen, — gingen sie zu trösten, und ich, um sie mit mir zu nehmen.

„Nach mehreren angestrengten Märschen erreichten wir die Gegend des Eldorado und alle blieben zurück bis auf Atahualpha, welcher mich begleitete.

„Am Eingange des Eichenwäldchens blieb auch er zurück und ich schritt allein vor.

„Ach, die Umgebung trug die alte Pracht, das Wäldchen seine ewige Frische, alles das Gewand der Heiterkeit und Freude, nirgend eine Spur von Trauer und Trübsinn; konnte Thuala hier eine Ahnung von dem Unglück haben, welches ich zu verkünden kam.

„Mir sank fast der Muth, sie aufzusuchen und ich hielt unwillkürlich inne.

„Da gewahrte ich die Gestalt derjenigen, welcher ich zu nahen fürchtete. Thuala trat aus dem Hause, aber sie trug Trauerkleider.

„Ich erschrak.

„Wie!" fragte ich mich, „sollte sie schon wissen —?"

„Mit ernstem feierlichen Wesen, jetzt nicht wie eine Sylphide, sondern wie die majestätische Juno, schritt sie auf mich zu. Hatten dies die Jahre, die sie mehr zählte, oder hatte es die Trauer hervorgebracht?"

„Ich eilte Ihr entgegen.

„Du trauerst, Thuala!" rief ich.

„Du siehst es, Diego!" antwortete sie „und auf Deinem Antlitze ist ebenfalls keine Freude zu erkennen!"

„Ah, ich meine Thuala, ich traure allerdings!"

„Du wirst also begreifen, daß auch ich schon seit zwei Jahren trauern mußte!"

„Seit zwei Jahren?"

„Datirt sich nicht Euer, unser Unglück seit jener Zeit?"

„Unser Unglück —?"

„Oder wenn Du willst, das Unglück des Vaterlandes, welches aber das unsrige ist!"

„Ah, ich dachte —!"

„Was dachtest Du, mein Freund?"

„Ach, ich kann es kaum aussprechen!“

„Du glaubst, ich bin schwach!“

„Es war vielleicht noch nie eine liebende Tochter stark genug das zu hören, was ich zu verkünden habe!“

„Ich kenne Deine Botschaft. Eure Bestrebungen sind vernichtet, jede Hoffnung ist aus!“

„Ach, daran ist es noch nicht genug!“

„Es giebt kein größeres Unglück!“

„Und doch ein Unglück, welches Dich ganz vernichten wird!“

„So gieb demselben wenigstens einen Namen, Diego!“

„Dein Vater —!“

„Mein Vater?“

„Ja, der Kazik von Peru —!“

„Das ist er!“

„Der Nachkomme einer Reihe von Ahnen, wie sie kein anderer Herrscher aufzuweisen hat —!“

„Es ist sein Stolz, ich weiß es, Diego!“

„Der Vater einer Tochter, welche reicher denn alle Erbinnen der Welt zusammen genommen ist. —“

„Das ist seine Tochter, ja!“

„Er ist nicht mehr!“

„Wie —?“

„Er ist dahin — er war —!“

„Die Furcht, die Geliebte und die Tochter des unglücklichen Fürsten durch meine Nachricht zu tödten, hatte mich veranlaßt, nach jedem Worte zu haschen, wodurch ich das Aussprechen derselben verzögern konnte.

„Aber mein Gefühl hatte es nicht erlaubt, dieselben milde und tröstend einzurichten, und bei jedem Tone, der über meine Lippen kam, ward meine Stimme bewegter, zitterte ich stärker am ganzen Körper.

„Aber ich hatte mich in Thuala getäuscht.

„Er ist nicht mehr!“ wiederholte sie leicht zusammenzuckend.

„Dann leuchtete ihr Auge stärker und mit einem Blicke nach oben und gefalteten Händen sprach sie:

„Mein Gott, ich danke Dir!“

„Thuala —!“ rief ich.

„Du staunst?“ fragte sie.

„Allerdings ich begreife nicht!“

„Mein Vater, der Kazik, starb im Kampfe für die Unabhängigkeit seines Landes und seines Volkes!“

„Er that es!“

„So ist mein Wunsch erfüllt und meine Bitten sind erhört!“

„Junger Freund, auch ich glaubte eines heroischen Aufschwungs fähig zu sein; auch ich hielt es für möglich, mich einem großen Zwecke zu opfern; doch gegen diese edle Familie gehalten, war ich klein, kroch ich im Staube, war ich nur ein Mensch wie Millionen meines Gleichen, verlangend, prahlend, mit dem Muthe eines Hasen.

„Ich schwieg, fast ebenso vernichtet durch das Gefühl meines Unwerthes, neben einer solchen Seele, als ich glaubte, daß es die Tochter Amura's durch meine Botschaft sein werde.“

„Du schweigst?“ sagte sie sanft, „ist es aber nicht so besser, als daß er das Unglück seines Landes noch länger mit ansehen mußte, ohne ihm helfen zu können?“

„Du hast Recht, Thuala!“ sprach ich, obgleich ich ohne Ueberlegung sprach; aber ich verschwieg ihr die Art des Todes Amura's, und theilte ihr dessen letzten Wunsch und sein Vermächtniß mit.

„Sie reichte mir die Hand und sagte:

„Der Wille meines Vaters ist mir heilig! ich folge Dir!“

„Nur weil es der Wille Deines Vaters war?“

„Frage nicht, ich folge Dir, komm!“

„Die Eindrücke, welche die letzten Jahre und besonders die letzte Zeit auf mich hinterlassen, waren wenig erhebend, die kalte Ueberlieferung der Geliebten schlug mich völlig darnieder.

„Wie ein Träumender stand ich und warf meine Augen umher, was ich dachte, weiß ich nicht.

„Aber jene mußten wohl lange auf die blendenden Reichthümer und die Schätze, welche uns umgaben, geruht haben.

„Thuala erbebte leicht und ergriff meine beiden Hände.

„Komm, um Gotteswillen, komm!“ rief sie.

„Ich erschrak über die Aufregung, welche in ihrem Wesen lag, und blickte sie verdutzt an.

„Sie aber wiederholte:

„Komm, komm; ehe der Böse Macht über Dich gewonnen hat, und es zu spät ist!“

„Alsdann zog sie mich mit sich fort.

„In dem Eichenhaine trafen wir Atahualpha.

„Thuala reichte ihm die Hand und wir eilten, ohne ein Wort zu sprechen, weiter.

„Wir eilten aber nicht allein fort von dieser Stelle, um die übrigen Gefährten unseres Unglücks zu erreichen, sondern mit ihnen immer weiter und weiter, bis das Eldorado weit, weit hinter uns lag.

„Wir stiegen endlich von den Gebirgen herab und in die Savannen, die Ebenen, in welche sich unsere Feinde ebenso wenig wagten, wie in die unzugänglichen Anden.

„Wir fanden hier viele Mitglieder der einzelnen Stämme, welche mit uns gegen die Spanier gekämpft hatten, und vereinigten uns mit ihnen.

„Wir setzten endlich hier den Krieg fort, den wir aufgeben wollten.

„Aber es war nur jener Krieg, den ein Volk führen kann, welches von seinen Unterdrückern in die Wildnisse gejagt ist: ein Räuberkrieg.

„Und hier war es besonders, wo ich eine lange Reihe von Jahren an der Seite Deines Großvaters kämpfte.

„Doch lassen wir dies, da diese Kämpfe alle gleich waren, da sie fast gar keinen Nutzen hatten, um von mir und besonders von Thuala weiter zu sprechen.

„Amura hatte sich zum Christenthum bekannt und seine Tochter that solches ebenfalls.

„Ein Padre der Gesellschaft Jesu verband uns deshalb, und ich hatte also endlich das Ziel meiner Wünsche und meiner jahrelangen Bestrebungen erreicht.

„Aber dies Ziel war mir verkümmert und das Glück, welches es, wie ich gehofft hatte, mir bieten sollte, füllte nur Stunden aus.

„Es ward mir nämlich nur in denjenigen Stunden, die uns die Trauer um Amura, die ewigen Kämpfe und endlich meine stete Absicht, den Krieg wieder lebhafter hervorzurufen und die mich deshalb Tag und Nacht beunruhigenden Gedanken ließen.

„Trennungen waren häufig, und selbst unser Zusammensein hatte aus dem ersteren Grunde meistens den Anstrich herben Schmerzes.

„Zwar milderte diesen in Etwas ein Kind, eine Tochter, der einzige Sprößling unserer Ehe, und es war besonders der Trost der Mutter.

„Aber so wie die Trauer nachließ, mich zu beherrschen, wurden auch die zuletzt erwähnten Gedanken bei mir immer lebhafter.

„Amura hatte mich zum Erben eingesetzt, auch ich hatte ihm gewissermaßen ein Versprechen gegeben, sein Werk fortzusetzen.

„Ich hätte es können, wäre ich im Besitze von Mitteln gewesen; denn durch Geld und Gold wird Alles möglich.

„Und ich hätte über unermeßliche Schätze gebieten können, wenn mir nicht der Aberglaube der Indier entgegenstand.

„Aber wie, wenn ich diese Schätze heimlich hob, ohne daß Jemand wußte, woher ich die Mittel hatte, die meinen Zwecken dienen konnten?

„Dieser Gedanke quälte mich Tag und Nacht.

„Ich theilte denselben Thuala mit; sie bat, flehete, beschwor mich, ihn fahren zu lassen.

„Ich theilte denselben Atahualpha mit, der, obwohl viele durch die unter uns weilenden Jesuiten Padres bekehrt wurden, hartnäckig seinem alten Glauben anhing, und er drohete mich lieber zu tödten, als zuzugeben, daß das Heiligthum des Landes, der Sitz der Götter auf Erden entweiht werde.

„Ich ließ wieder einige Zeit verstreichen, bis endlich eine Art stillschweigender Friede eintrat.

„Ich war jetzt entschlossen und kündigte Thuala wie Atahualpha meinen Entschluß an."

„Nicht die Götter der Heiden!" sagte mein Weib, „sondern Dein Gott, der Gott der Christen, wird Dich strafen für Dein Beginnen; er verbietet die Habsucht, den Geiz und die Gier nach werthlosem Gold!"

„Die Götter!" sagte Atahualpha, „werden Dich vernichten, wenn Du es wagst; hast Du vergessen, was ich gesagt?"

„Nein, Freund, und ich trotze Deiner Drohung!"

„Ah, Du willst es dennoch wagen?"

„Unfehlbar!"

„Ich sollte Dich tödten, aber ich kann nicht — nun denn, so will ich mit Dir verderben, ich werde mit Dir gehen."

„Ich jubelte!

„Nachdem ich mit meinem Entschlusse einmal so weit gekommen, wollte ich ihn auch schnell ausführen, und bald verließen wir unsere Wüste.

„Ich umarmte meine Tochter, welche lächelnd an meinem Halse hing.

„Ich umarmte mein Weib, welches schluchzte und schrie:

„Diego, ich werde Dich nie mehr wieder sehen!"

„Das ist wahr!" murrte Atahualpha, „ich weiß es auch!"

„Tröstet Euch!" entgegnete ich, „wir kehren glücklich zurück und wir, theures Weib, sehen uns wieder!"

„Nie, nie!" schluchzte Thuala, ihr Gesicht mit den Händen bedeckend und wir gingen.

„Ah, mein junger Freund, ich komme hier jetzt in meinen Mittheilungen an eine Stelle, welche Euch, wenn ihr furchtsam und abergläubisch seid, in diesem Aberglauben bestärken wird, um so mehr, als sie eine heilige Tradition Eures Stammes betrifft.

„Ja, ich hätte sie deshalb übergehen sollen.

„Aber denkt wenigstens, wenn ihr wirklich geneigt seid, einem zwar alten aber kindischen Wahne noch zugethan zu sein, daß ich vor der Erzählung der nachfolgenden Ereignisse bemerke, wie der Zufall, dieses fürchterliche unbeschreibliche Nichts und Alles, sein Spiel trieb, um durch dieselben jenen Wahn zu unterstützen.

„Ja, der Aberglaube siegte, indem seine Voraussetzungen in Erfüllung gingen und mein Unternehmen schrecklich, schrecklich, schrecklich bestraft wurde.

„Die Reise bis zum Eldorado ging indessen gut von Statten.

„Atahualpha und ich hatten jeder noch außer unserm Reitpferde zwei Handpferde bei uns, welche jetzt Grab- und Brechwerkzeuge trugen, deren spätere Bestimmung war, die eroberten Schätze zu tragen.

„Vier mächtige Hunde begleiteten uns.

„Am zehnten Tage, nachdem wir aufgebrochen waren, erreichten wir das Thal des Eldorado.

„Es war grade Abend und die Sonne ging rothglühend nach einem heißen Nachmittage im Westen unter.

„Aber keine Beleuchtung konnte angemessener sein als diese, die Schätze und Herrlichkeiten des Eldorado's in einem glänzendern Lichte erscheinen zu lassen.

„Ganze Wände von Gold warfen den Schimmer des Abendroths zurück.

„Ganze Banken, deren klarer Fluß Diamanten verrieth, glitzerten in dem verschwimmenden Rosenschimmer, den ihnen der Westen lieh.

„Förmliche Piramiden von Smaragden erinnerten an die Zaubermährchen der Feenwelt.

„Feurige Flächen verriethen Karfunkel und andere Edelsteine, während über alles ein neblichter Duft den Wiederschein der Silberberge zu spielen schien.

„Und dieser Anblick, so prachtvoll, that sich uns plötzlich dar, so plötzlich, daß ich, der ich ihn ersehnte und Atahualpha, der ihn muthmaßlich schon kannte, erschraken, und unsere Pferde vor Verwunderung wieherten.

„Wir parirten unsere Thiere und blieben einen Augenblick im Anschauen versunken.

„Atahualpha war finster, schweigsam und durch dies Schweigen des alten Kriegers schien sich ein Anstrich von Furcht zu zeigen.

„Ich war nach dem ersten Schweigen freudig erregt, gesprächig, glücklich, weil ich nach meiner Ueberzeugung einen Theil dieser Schätze entführen, und mein nennen würde.

„Oh, so oft ich später an diese Situation gedacht habe, hat sich mir eine unumstößliche Wahrheit aufgedrängt.

„Ich war ein Spanier und ein Weißer, und uns ist die Gier nach Gold angeboren, denn als ich diese Schätze sah, vergaß ich einen Augenblick den Zweck, zu welchem sie dienen sollten.

„Ich war ganz Habsucht und Geiz, ich hätte nicht einen Theil, nein Alles mitnehmen mögen, ich hätte es gemacht wie diejenigen meines Volkes, welche, als sie zuerst in dies Land kamen, sich so mit Edelsteinen und Gold beluden, daß sie darunter zusammenbrachen und todt niederstürzten.

„Ich hätte es gemacht wie diejenigen, welche in den wüsten Gebirgen ihre Lebensmittel wegwarfen, um destomehr der Schätze schleppen zu können, und die auf diesen Schätzen nach wenigen Tagen verhungerten, während sie sie noch im Tode fest an ihre Brust drückten.

„Wie viel höher stand in diesem Augenblicke der abergläubische Wilde, der Heide über mich, der den Werth jener Schätze kannte, und doch kaum ein Gelüsten darnach zeigte.

„Atahualpha merkte vielleicht, was in mir vorging und lächelte bitter. —

„Ich bemerkte es zwar, aber ich hatte keine Zeit, mich mit dem aufzuhalten, was mein Begleiter von mir dachte, oder was er empfand.

„Ich war nur mit dem beschäftigt, was zu thun war.

„Ah, Freund!" rief ich, „laß uns eilen, denn jeder Augenblick ist kostbar!"

„Wie," fragte er, „noch heute?"

„Unbedingt noch heute!"

„Also gar während der Nacht?"

„Während des Tages, während der Nacht, immer!"

„Ah, Du bist toll wie alle —!"

„Was, wie alle —?"

„Wie alle Spanier!"

„Fast wäre ich wüthend geworden, und der Zorn, den ich empfand, ließ mich schon nach meiner Büchse greifen, denn ich kannte keinen Freund, ich kannte nichts Anderes mehr als Gold! Gold! Gold!

„Der Fluch des Goldes fing bereits an zu wirken, und nur die eben schon erwähnte Sucht darnach verhinderte, meine Bewegung weiter fortzusetzen, welche Atahualpha mit verächtlicher Miene verfolgte.

„Gleichviel!" schrie ich mit kreischender Stimme, „folge mir!"

„Mein Begleiter schüttelte den Kopf, aber er that, was ich verlangte.

„Wir begaben uns zu dem Hause Amura's.

„Es stand zwar verlassen, aber es stand fast noch so da, wie ich es einst verlassen.

„Doch das ist ja das eigene dieses Landes, daß Jahrhunderte über eine Stelle fortziehen, ohne sie auch nur im Geringsten zu verändern, oder Spuren zurückzulassen und Augenblicke Reiche zerstören, ein Theil der Welt verändern, daß er kaum wieder zu erkennen ist.

„Und ich Hartherziger dachte jetzt nicht einmal an die glücklichen Tage, welche ich hier gelebt, an die Gefühle, welche mich hier beseelt, ich dachte immer nur und immer wieder an das Gold.

„Nachdem wir unsere Pferde untergebracht und ein Wenig zu uns genommen, begaben wir uns mit unseren Geräthschaften in das Thal. Beide schweigend, obwohl aus verschiedenen Gründen.

„Erst als wir die Arbeiten begonnen, ward ich nicht bloß gesprächig, sondern in fast wahnwitziger Aufregung redselig, während mein Gefährte zitterte.

„Er zitterte, je ärger, desto mächtiger meine Schläge fielen, und gewiß erwartete er jeden Augenblick die Götter, welche das Thal bewachen sollten, erscheinen zu sehen, um uns zu verjagen und für unsere Frechheit zu strafen.

„Doch es kamen keine Götter oder übernatürliche Wesen, selbst nicht, als die klare Nacht lange Schatten zu pitoresken Gebilden formend, um uns warf.

„Dagegen fielen Klumpen gediegenen Goldes und Edelsteine, Steine, die im Dunkeln leuchteten, unter unsern Hauen ab.

„Oh, es arbeitete sich herrlich bei Nacht und wir schleppten einen Reichthum zusammen, der vielleicht nie im Besitz einzelner Menschen gewesen sein mag.

„Ich war unermüdlich, eine eigene Kraft schien meine Glieder zu stählen und mehr als ein Mal hielt Atahualpha inne, um bei den Schlägen, die ich führte, zu staunen, und die Lasten, welche ich fortschleppte, zu bewundern.

„Ich verspottete ihn und arbeitete mit verdoppelter Anstrengung.

„Endlich aber mußten wir aufhören, und als wir vor dem kleinen Hause auf dem Raine neben unseren eroberten Schätzen lagerten, war ich satt durch das Liebäugeln mit denselben, wogegen mein Gefährte sein Frühstück verzehrte.

„Ein wahres Fieber hatte mich ergriffen, und obwohl hier keine Diebe oder Räuber zu fürchten waren, fürchtete ich sie und verscheuchte den Schlaf von meinen Augen.

„Zehn Tage arbeiteten wir ununterbrochen in dieser Weise fort und längst hatten wir mehr Metalle und Steine, von denen erstere sämmtlich gediegen waren, aufgehäuft, als wir auf unseren Pferden fortschaffen konnten.

„Atahualpha sagte dies täglich zu mir.

„Und täglich antwortete ich:

„Wir werden sie später nachholen!“

„Mein Begleiter schüttelte den Kopf.

„Doch endlich sah ich ein, daß wir enden mußten und machte

den Vorschlag, diejenigen Schätze, welche wir zurücklassen mußten, zu vergraben.

„Atahualpha sah mich verächtlich an und lachte laut auf.

„Aber davon ließ ich mich nicht abbringen, denjenigen Reichthum, welcher übrig war, in das Haus zu schaffen.

„Wir gebrauchten dazu einen Tag.

„Oh, dieser Tag, er war es, der mich bestrafen, der mich vernichten, der dem Aberglauben Recht geben sollte, denn mit ihm kamen wir gut davon, kam ich zur rechten Zeit an, um ein großes Unheil zu verhüten.

„Da ich aber ihn verlor, verlor ich mein Glück, meine Freiheit, mein Leben.

„Das ist die Strafe des unersättlichen Geizes.

„Das Wetter hatte uns bisher bei unseren Unternehmungen begünstigt; es war ruhig, klar und heiter gewesen.

„Am Abend des gedachten Tages jedoch zeigten sich gelblichbraune Wolken im Westen; der Himmel schien zu brennen und die Luft roch nach Schwefel.

„Mein Gefährte hatte schon den ganzen Nachmittag den Himmel betrachtet und sagte am Abend:

„Laß uns aufbrechen!"

„Nein!" entgegnete ich, „ich bin müde, diese Nacht müssen wir ruhen!"

„Aber wir werden etwas Schauriges erleben!"

„Das ist möglich!" sagte ich gleichgiltig, „aber Du wirst sehen, wie ich Deine Geister, die vielleicht jetzt kommen, uns den Abzug zu wehren, verscheuchen werde!"

„Spotte nicht!" meinte er.

„Zwar gefiel auch mir die Veränderung der Athmosphäre nicht und Ermüdung allein hatte mich nicht abgehalten, aufzubrechen.

„Aber, die Wahrheit zu sagen, ich konnte mich noch nicht von den Schätzen trennen, welche wir zurücklassen sollten, ich wollte wenigstens noch eine Nacht in ihrer Nähe weilen.

„Wir blieben also, ja, wir legten uns sogar zur Ruhe.

„Aber nach kurzer Zeit fuhren wir aus dem Schlafe auf.

„Ein Orkan heulte grausig aus Westen daher.

„Heulend, pfeifend und brausend umfuhr er die Höhen und raſete durch die Schluchten.

„Bäume entriſſen ſich der Erde in der ſie wurzelten und wurden wie Spreu davongeführt.

„Wir ſelbſt wurden, als wir uns erheben wollten, zu Boden geworfen.

„Dabei erhellten hunderte von gelbrothen Blitzen, welche das Firmament durchzuckten, die Nacht mit einem grauſigen Lichte.

„Dazu brüllte ein immerwährender Donner, daß der Erdboden erbebte.

„Ach, wie ſah' jetzt das Eldorado aus.

„Es ſchien zu glühen und zu brennen.

„Es ſchien zu glitzern und zu blitzen, wie die Blitze am Himmel, und ſeinen Schlünden ſchienen dunkle, dämoniſche, rieſige Geiſter zu entſteigen.

„Herr, erbarme Dich!" ſtieß ich hervor.

„Jetzt, jetzt!" ſtammelte Atahualpha.

„Plötzlich betäubte uns ein grauſiges Krachen.

„Mit demſelben verwandelte ſich der von Blitzen zerriſſene Himmel in ein Feuermeer.

„Doch nicht allein der Himmel, nein, auch die Erde.

„Feuer über uns, neben uns, zu allen Seiten, unter uns.

„Feuerſäulen auf den Höhen, die ſich in Krater verwandelten, Feuer in den Thälern, die tiefe Heerde bildeten.

„Ein neues Krachen beraubte uns faſt der Sinne, die Erde bebte, ward erſchüttert, das Haus mit unſern Schätzen, unſern Vorräthen, wankte, brach zuſammen, verſchwand.

„Wir Beide wurden gegeneinandergeworfen und umklammerten uns.

„Gott!" ſtöhnte ich.

„Götter!" ſchrie Atahualpha.

„Eine neue mächtige Erſchütterung ſchien die Scholle, auf der wir uns befanden, fortzureißen.

„Der jüngſte Tag!" ächzte ich, „Gott ſei uns gnädig!"

„Die böſen Geiſter!" murmelte Atahualpha, „ſie werden uns vernichten!"

„Dann ward es plötzlich, während wir noch immer übereinander hin- und hergeworfen wurden, unter grausigem Donner stockfinstere Nacht.

„Es schien, als ob ein mächtiger Wasserfall neben uns tobte.

„Centnerschwere Steine schlugen neben uns in die Erde; wir empfanden eine Hitze, als ob wir uns in einem geheizten Ofen befanden.

„Endlich fiel ein glühender Staub auf uns herab, der uns fast erstickte, uns am Athmen hinderte und blendete.

„Ich versuchte zu sprechen und konnte nicht.

„Noch taumelten wir weiter, wobei wir häufig bis an die Knie in Asche sanken.

„Dann löste sich alles in ein dumpfes Brausen auf, die Stöße wurden seltener und schwächer; glühende Ströme verbreiteten ein Licht wie am Tage, und ließen uns die Umgebung erkennen.

„Aber welche Umgebung.

„Da war nicht mehr das Haus Amura's.

„Da war nicht mehr der Eichwald vor demselben.

„Statt dessen wälzte sich ein mächtiger Strom zu unserer Linken, dessen Wasser brausend von Abhang zu Abhang stürzte.

„Ein wahres riesiges Felsenthor verschloß die Gegend, wo wir das Eldorado wähnten, und überall, überall befanden sich tiefe Erdrisse.

„Wir schienen auf einer Insel zu sein; wir erkannten nirgend einen der früher um uns befindlichen Gegenstände.

„Ach, ich wußte es vorher!" sagte Atahualpha.

„Gott sei Dank!" rief ich mit gefalteten Händen.

„Ich war frei von jeder Goldgier, von jedem Gelüste nach Gold und, ich will es gestehen, ich war selbst nicht ganz frei von Aberglauben.

„Laß uns gehen!" fügte ich deshalb hinzu.

„Oh, es wird uns nichts helfen!" meinte mein Gefährte.

„So laß uns wenigstens versuchen!"

„Und wir versuchten.

„Es gelang uns auch dieser Versuch.

„Unter ungeheuren Anstrengungen fast verhungert und ver-

schmachtet, gelangten wir nach zwanzig Tagen, nur von einem der Hunde, welchen wir mitgenommen hatten, begleitet, wieder an.

„Aber leider kam ich nur, um ein noch größeres Unheil zu erfahren, kam ich grade zwei Tage zu spät, um es noch verhüten oder ändern zu können.

„Muthmaßlich hatten die Spanier erfahren, wo Amuras Tochter war.

„Eine Streifparthie erschien, nachdem längere Zeit von beiden Seiten Ruhe gehalten worden, zerstörte die Haciendas und führte mein Weib, die Tochter des Kaziken, den sie noch im Tode verfolgten, gefangen mit sich fort.

„Der Wahn des Volkes, der Aberglaube, hatte sein Recht behauptet, ich, der ihn anzutasten wagte, war grausam bestraft und sollte auch noch vernichtet werden.

27.

Der Verlust.

Der Leser wird zwar in der Art, wie Diego für das Unternehmen, von den auf ihn vererbten Schätzen des Eldorados Besitz zu ergreifen, bestraft wurde, keineswegs eine Bestätigung eines Jahrhunderte alten Aberglaubens finden.

Aber um jenen Vorfall, so weit es die Naturereignisse anbetrifft, zu erklären, möge bemerkt werden, daß im vorigen Jahrhunderte Südamerika von einem fürchterlichen Erdbeben heimgesucht wurde, welches unter andern die Hauptstadt von Peru, Lima und alle im Hafen derselben befindlichen Schiffe vernichtete und zum Theil von der Erde vertilgte.

Dergleichen Erdbeben sind in dem flachen Lande neben dem Höhenzuge der Cordilleren nichts seltenes und das Zusammentreffen desjenigen von dem die Rede gewesen, mit dem Besuche, den Diego dem Eldorado abstattete, war allerdings nur ein Zufall zu nennen.

Anders verhielt es sich dagegen mit der Entführung der Frau des abtrünnigen Spaniers, und wir überlassen es dem Fatalisten, hierin die Erfüllung einer Schicksalsbestimmung, oder dem Gläubigen, hierin eine Vergeltung des niedern Verlangens und der Absichten des Spaniers zu finden.

Diego seinerseits glaubte nach reiflichem Nachdenken, und dies konnte nach vierzigjähriger Einsamkeit allerdings reiflich sein, so wenig das Eine wie das Andere und setzte am nächsten Tage seine Erzählung wie folgt fort.

„So also endete ein Unternehmen, von welchem ich mir Großes versprochen.

„Ich will Euch nicht mit der Beschreibung dessen, was ich empfand, langweilen; es würde überdem nicht zu beschreiben sein.

„Aber fast eben so schlimm als der Schmerz um den Verlust der geliebten Gattin, war die Ueberzeugung, daß ich nichts thun konnte, sie zu retten.

„Denn abgesehen von dem elenden Zustande und der Schwäche, in welcher ich zurückkehrte, waren unsere Pferde, der Reichthum der Steppenbewohner, wie Ihr wißt, erstochen, geraubt oder liefen scheu in den Savannen umher.

„Abgesehen von dem Mangel an Muth, welchen ich nach diesem Vorfalle unter dem Volke der Indier fand, waren auch die mehrsten entflohen und abwesend.

„Ich pflog Rath mit Atahualpha.

„Aber sein Refrain auf meine Vorschläge, der Refrain, den ich rüher verlacht hatte, sollte jetzt ein Donnerschlag für mich sein.

„Es nützt nichts!“ antwortete er auf alle meine Pläne, die Entführten den Feinden wieder abzunehmen, und ich mußte gestehen, daß er nur zu Recht hatte.

„Aber ich wollte auch das Unmögliche möglich zu machen suchen.

„Und wenn es nichts nützt!“ rief ich, „so will ich nicht mehr leben!“

„Das ist etwas Anders!“ sagte jener kalt.

„Du hast ein Mal mit mir sterben wollen, sei zum zweiten Male dazu bereit!“

„Es heißt zum zweiten Male, die Götter versuchen, die ihr Opfer verlangen!"

„Du hast sie ein Mal versucht und sie werden Dich dafür strafen!"

„Nun, meinetwegen!"

„Ich hatte den Heiden bei seiner schwachen Seite angegriffen und ihn dadurch schneller und vollständiger besiegt, als es jede Ueberredungskunst vermocht hätte!"

„Das Erste, was wir jetzt thaten, war, uns im Besitz von ein Paar Pferden zu setzen.

„Das Zweite, von den Waffen, deren genug vorhanden waren, die besten auszusuchen und dann machten wir uns in Begleitung zweier Hunde auf den Weg.

„Den rechten zu finden, durften wir nicht zweifelhaft sein, da die Räuber meiner Thuala nur eine zu deutliche Spur in den Savannen hinterlassen hatten.

„Aber muthmaßlich von der Furcht getrieben, daß sie verfolgt würden, schienen die Banditen ihre Reise mit großer Schnelligkeit fortgesetzt zu haben.

„Denn wir jagten einen, zwei, drei Tage, was die Pferde laufen konnten, auf der Spur, die uns den Weg zeigte, fort, ohne sie einzuholen.

„Wohl fanden wir von Zeit zu Zeit ein gefallenes Pferd, um daß sich die Raubthiere stritten, aber von denen, die es zurückgelassen, war nichts zu sehen.

„Ich war fast der Verzweiflung nahe.

„Wir gelangten endlich bis zu einer Grenzstation der Spanier, deren Name mir entfallen ist.

Atahualpha blieb mit unsern Pferden zurück und ich wagte mich hinein, weil ich als Europäer es allenfalls wagen durfte.

„Ich erfuhr auch bald, was ich wissen wollte, nur war solches keineswegs befriedigend.

„Denn ich hörte, daß ein Trupp oder Truppen, die aus der Steppe zurückgekehrt, allerdings hier durchgekommen.

„Auch daß dieselben ein Weib als Gefangene mit sich geführt, jedoch daß ersteres vor zwei Tagen geschehen sei.

„Einen Vorsprung von zwei Tagemärschen hatten also die Spanier stets vor uns gehabt, sie mußten eben so schnell als wir geritten sein.

„Auf meine weitere Erkundigung, wohin sie sich gewendet, erfuhr ich, daß sie nach Cumana gegangen seien.

„Also nach Cumana!" rief ich, als ich wieder bei dem treuen Gefährten anlangte.

„Und warum nach Cumana?" meinte er.

„Weil man mein Weib dorthin gebracht hat!"

„Atahualpha schüttelte nur mit dem Kopfe.

„Wir stiegen wieder in den Sattel und erreichten am nächsten Nachmittage Cumana.

„Ah, das Wort Cumana, diese drei Silben, sie enthalten mein Todesurtheil, bezeichnen mein Elend, und ein Elend, wie es vielleicht selten Jemand zu Theil geworden.

„Cumana, diese Bezeichnung einer Stadt, ist der Inbegriff des größten Theils meines Lebens, denn ich zählte erst dreißig Jahre, als ich diese Stadt betrat, und betrat, um sie nie wieder zu verlassen, und vierzig Jahre habe ich bereits in den Mauern ihrer Kerker verbracht.

„Cumana war vom Schicksal ausersehen, erst meine letzte Kraft zu brechen, um mich dann auf immer zu seinen Bewohnern zu zählen.

„Ich sagte bereits, daß es Nachmittag war, als wir in oder vielmehr bei Cumana anlangten.

„Schon aus der Ferne bemerkten wir eine bedeutende Menschenmenge, welche mehr und mehr anwuchs.

„Was kann dieser Auflauf bedeuten?" fragte ich.

„Ich kenne nicht die Gebräuche dieser Gegend!" antwortete mein Begleiter.

„Wir ritten vorsichtig näher.

„Aber unsere Vorsicht schien unnöthig zu sein, da man keine Achtung auf uns gab.

„Es mußte also wohl wichtig sein, wozu sich die Menge versammelt hatte, und doppelt gespannt, wagten wir, noch näher zu reiten.

„Es mußte also wohl wichtig sein, wozu sich die Menge versammelt hatte, und doppelt gespannt, wagten wir noch näher zu reiten.

„Freilich war es wichtig und für mich nur zu wichtig.

„Denn nachdem das Zunehmen der Menge eine Zeitlang aufgehört, wälzte sich plötzlich ein mächtiger Strom aus dem Thore hervor.

„An der Spitze des Zuges aber gingen Leute, welche mir ungemeine Aehnlichkeit mit den Richtern der Inquisition hatten.

„Hinter diesen befanden sich wiederum Männer, die man nur für ihre Diener halten konnte und zwischen diesen ein Wesen, welches unstreitig ein Opfer des fürchterlichen Gerichts werden sollte.

„Jetzt wußte ich, wozu der Holzstoß dienen sollte, welchen die Menge umgab.

„Ein Autoda Fé!“ rief ich unwillkürlich.

Atahualpha knirrschte mit den Zähnen und murmelte:

„Die Diener Deines Gottes opfern!“

„Ich fühlte trotz meiner Aufregung in diesem Augenblick ganz die Schwere des Vorwurfs, der in den Worten des einfachen Wilden lag.

„Und noch mehr, ich empfand auch, daß er das Recht hatte, mir, dem Bekenner derselben Lehre, einen Vorwurf zu machen.

„Denn wenn der Wilde seinen Götzen Menschen opferte und der wilde Indier dies leidend mit ansah, so konnte er entschuldigt werden, weil seine Religion keine Nächsten- und Bruderliebe lehrte.

„Wenn aber der Christ es duldete, daß der Christ, oder der angebliche Bekenner seiner Lehre, den Bruder zur Ehre derselben marterte und schlachtete, so machte er, der den Leiden desselben zusehen konnte, sich des Verbrechens mit schuldig.

„Und das that ich, das thaten alle, die gekommen waren, dem grausigen Schauspiele beizuwohnen.

„Es schüttelte mich bei dem Gedanken hieran wie Fieberfrost und ich trieb unwillkürlich mein Pferd vorwärts.

„Da aber erhob plötzlich einer unserer Hunde ein klägliches Geheul und stürzte, gefolgt von dem andern, unter die Menge.

„Beim Anblick der beiden Thiere, die mit geöffnetem Rachen unter sie fuhr, stob jene auseinander.

„Unterdessen aber war auch bereits der ankommende Zug bei dem

Holzstoße angelangt und ich konnte die Personen, welche denselben bildeten, erkennen.

„Erkennen sage ich?

„Ach, ich erkannte nichts mehr, denn Alles was ich war, was ich empfand, was ich hörte und was ich sah, vereinigte sich in einem einzigen Rufe!

„Dieser Ruf aber mußte wohl schrecklich sein, denn mein Begleiter wich zurück und die sich bereits wieder schließende Menge blickte scheu hinter sich.

„Dann jedoch ergriffen mich alle Furien der Hölle zugleich, und während die Hunde unter den Zug fuhren, spornte ich mein Pferd zu wilden Sätzen, so daß es mich ebenfalls unter das buntgemischte Volk trug.

„Auch dieses schrie und heulte und zwar in einer Weise, als wenn die aufgeregte See vergeblich versucht, eine Felsenwand zu zertrümmern.

„Doch statt vor diesem fürchterlichen Geheul zurückzubeben, stieg meine Raserei nur noch mehr.

„Mit verzweifelten Sätzen flog mein Pferd über die Köpfe der Zuschauer hin und warf diejenigen zu Boden, welche nicht so glücklich waren, ausweichen zu können.

„Hundert Arme streckten sich aus, die Zügel und meine Beine zu ergreifen.

„Einem Theil gelang es, seine Absicht zu erreichen.

Aber durch die eigene Angst und meine Sporen getrieben, gelang es auch stets dem Pferde die an ihm hängende Last abzuschütteln.

„Immer weiter arbeitete er sich hindurch, bis zu dem Ziele, welches ich zu erreichen wünschte und jetzt erreichte.

„Jenes Ziel aber, der Gegenstand meiner Anstrengungen, den ich erkannt hatte, erkannte jetzt auch mich.

„Denn das Opfer, welches die fanatischen Priester dem Götzen des Wahns bringen wollten, war ein Weib — mein Weib.

„Diego!“ rief es und streckte die Hände nach mir aus.

„Thuala!“ lautete meine Antwort und auch ich streckte einen Arm aus, während mein Thier, muthmaßlich in Folge der Anstrengungen oder auch während des Ringens schwer verwundet, zusammensank.

„Aber ich streckte eben nur einen Arm aus, und diesen auch nicht meiner Thuala entgegen.

„Ich ergriff vielmehr mein Messer und stieß es einem der Begleiter des unglücklichen Wesens, in die Brust.

„Es war eine verzweifelte That, die ich vollführte; es war vielleicht ein fluchwürdiges Unternehmen.

„Aber in dem Momente, als ich es wagte, war mein Verstand nicht Herr über meine Handlungen, war mein Bewußtsein verloren.

„Ich hatte nur jene unklare Vorstellung, die der Zorn, die eine bis aufs Aeußerste gesteigerte Wuth läßt; hatte nur die Gewißheit, daß meine Thuala unrettbar verloren sei.

„Die Folgen meiner Handlung aber sind nicht schwer zu errathen.

„Ich war in der Kunst, Menschenleben zu vernichten, zu gut geschult, und mit einem verzweifelten Schrei sank mein Opfer neben meinem zappelnden Pferde hin.

„Thuala sah ich in Ohnmacht sinken.

„Dann aber betäubte mich ein wilder, wirrer Lärm; ergriffen mich hundert Fäuste und würgten mich zu Boden.

„Als ich unter diesem Getümmel und Ringen wieder zu mir kam, war ich gebunden und ward dem Thore zugestoßen.

„Als ich und die Häscher, welche mich begleiteten, dieses erreicht hatte, warf ich noch einen Blick rückwärts.

„Mit ihm erkannte ich in weiter Ferne einen Reiter der daransprengte.

„Es war Atahualpha.

„Ich sah ferner einen dicken Qualm von dem Holzstoße emporwirbeln und über die Steppe ziehen.

„Es war der Scheiterhaufen meiner Thuala!“

Der alte Mann stieß einen tiefen Seufzer aus, welcher eher den Namen eines Klagegestöhnes verdient hätte und schwieg.

Auch José schwieg, während sein kurzer Athem hörbar rauschte und dadurch seine Aufregung andeutete.

Jener begann endlich wieder:

„Ja, was also aus meinem Weibe geworden, das wußte ich und was mit mir geschah, bestand darin, daß man mich auf ewige Zeit

einkerkerte, weil ich einen Beamten oder Priester, ich weiß es allein nicht, erstochen.

„Aber ich hatte noch eine Tochter, meine kleine Thuala! Was mag aus ihr geworden sein?"

Ein neuer Seufzer drang bei dieser Frage durch die Oeffnung der Mauer.

Doch ihm folgte nicht das vorige Schweigen.

José Paez richtete sich auf und rief:

„Sie ward meine Mutter!"

Wer die beiden Gefangenen jetzt hätte sehen können!

Beide nämlich warfen sich gegen die Oeffnung und ihre Hände krallten krampfhaft die Wand.

Das schwere Athmen Diego's verstärkte sich.

Endlich stieß er hervor:

„Wie — Was?"

„Sie ward meine Mutter!" wiederholte José zum zweiten Male, als sei auch er nicht im Stande, etwas Anderes hervorzubringen.

„Was sagt Ihr — was sagst Du?" stöhnte der alte Mann, „meine Thuala?"

„Thuala ward meine Mutter!"

„Oh mein Gott — also auch sie traf noch das unerbittliche Geschick!"

„Auch sie, auch mich traf es, mein Vater!"

„Himmel, ist denn der Aberglaube der Dummheit gerechtfertigt?"

„Ich weiß es nicht, Diego, aber meine Mutter, Deine Tochter, verfiel dem Schicksal, weil ich Ihr Sohn, ihm verfiel und Du ihr Vater!"

„José, mein Sohn —! Ach gönne mir Zeit, mich zu fassen!"

„Fasse Dich, alter Mann!"

Die Pause, welche jetzt eintrat, war ziemlich lang, für José gewiß eine Ewigkeit lang, da er sich mehrmals unruhig bewegte.

Endlich begann der Greis wieder; doch seine Stimme war schwach und matt.

„José, mein Sohn!" sagte er „ich hatte bisher eine eiserne Natur bewahrt, ich verdankte sie vielleicht meiner Gleichgültigkeit gegen Alles, aber dieser Moment hat mich erschüttert, es ist aus mit mir!"

„Diego, mein Vater! was sprecht Ihr?“ rief José.

„Fürchte Dich nicht, mir bleibt noch etwas Zeit; zeige mir Dein Antlitz!“

José drückte seine Wangen an die Kante der Oeffnung.

„Ach, es ist vergeblich!“ rief jener, „ich erkenne Dich nicht!“

„Aber ich; aber ich!“ schrie der junge Mann.

„Es ist gut, mein Sohn, es ist auch so gut; behalte mich im Gedächtnisse und das, was ich sagte, besonders aber, was ich noch sagen werde!“

„Oh, sprecht: keine Sylbe werde ich vergessen!“

„Was Dein Vater, was Deine Mutter, die Mutter Deiner Mutter und der große Vater jener bezweckten, was ich endlich, dessen Blut ebenfalls in Deinen Adern rinnt, zu meiner Aufgabe machte, das sei auch Dein Ziel! Hörst Du?“

„Ich höre!“

„Versprich mir, daß Du nie, in der Gefangenschaft wie in der Freiheit, Anderes zu Deinem Hauptzwecke machen willst! Willst Du?“

„Ich will, ich will, mein Vater!“

„So schwöre es mir bei der Dreieinigkeit, zu der zu beten Dir gelehrt worden!“

„Ich schwöre es!“

„Ach und die Mittel zur Verfolgung dieses Zwecks: sie liegen in dem Erbtheile, welches ich Dir hiermit vermache, in der Würde Deiner Vorfahren, in die ich Dich einsetze, in dem Eldorado, welches ich Dir hinterlasse; es war die Erbschaft Deiner Mutter, meiner Tochter; nimm sie an!“

„Ich nehme sie an, mein Vater, obwohl ich sie nie besitzen werde!“

„Du wirst, Du wirst; meine Ahnung sagt mir, daß sich einst Deine Kerkerthüren aufthun werden, daß Du aus dem Gefängnisse hervorgehen wirst, um jene Würde zu erlangen und jenes Erbtheil zu besitzen!“

„Ach, nur mit Dir verlasse ich diese Mauern!“

„Nach mir, nach mir, mein Sohn; denn ich werde sie bald verlassen!“

„Mein Vater —!“

„Stille, noch Eins, vertraue Dich den Vätern und thue, was sie Dir sagen, bemühe Dich, von ihnen zu lernen, bitte sie darum, und sie werden es Dir nicht verweigern, Dich zu unterrichten, benutze Deine Kerkerschaft dazu, denn es ist nicht genug für den Krieger, nur kräftig zu sein; hörst Du, was ich gesagt?"

„Ich habe gehört!"

„Und nun lebe wohl!"

„Mein Vater —!"

„Lebe wohl, mein José!"

„Deine Hand, laß mich Deine Hand küssen!"

„Du wirst sie nicht erreichen!"

„Deine Hand — ich habe sie — ach, und kann sie nicht an meine Lippen drücken!"

„Lebe wohl, mein José!"

„Lebe wohl, mein Vater!"

José, der noch das letzte Geräusch, welches der alte Mann verursachen mußte, hören wollte, zögerte mit der Einbringung des Steines.

Aber früher denn sonst verstummte jeder Laut in der Nebenzelle und der junge Indier lauschte mit verhaltenem Athem.

Er brachte endlich den Stein in die Oeffnung, um ihn bald wieder zu entfernen.

Er wiederholte dies Manöver wohl zwanzig Mal bis zum Morgen; denn er war überzeugt, daß der Alte mit seiner Arbeit noch nicht fertig sein könne.

Was war geschehen?

Die wenigen Stunden bis zum Morgen waren für den jungen Mann fast noch fürchterlicher, als die erste Nacht, welche er im Kerker verbrachte. Seine Ahnung weissagte ihm ein Unheil.

Er sollte am Morgen davon überzeugt werden.

Denn als der Aufseher in die Zelle trat, bewaffnet mit zwei Pistolen, schritt er zuerst finstern Blickes auf den verhängnißvollen Stein zu.

José athmete kaum.

Als sich der Mann überzeugt, entfernte er sich, ohne ein Wort zu sprechen, aber die Hand an einen der Pistolenkolben gelegt.

Paez war vernichtet.

Gleich darauf erschienen Arbeiter und besserten die Mauer aus; es geschah unter Aufsicht des Gefangenwärters.

José wagte endlich zu fragen:

„Was macht der alte Mann dort drüben?“

„Schweigt!“ herrschte jener, „oder ich jage Euch eine Kugel durch den Kopf!“

Die Arbeiter und er gingen endlich und José hörte auf jener Seite das Geräusch der Arbeit.

Der junge Mann warf sich zu Boden und wälzte sich verzweiflungsvoll umher: eben noch so voller Hoffnung, im Unglücke einen Moment glücklich, war er plötzlich wieder von der Höhe dieses Glücks in den tiefsten Abgrund des Unglückes hinabgestürzt.

28.

Zwölf kurze Jahre.

Es kann ein Jahr zur Ewigkeit werden, wenn das Unglück sein Gefährte ist; und es können zwölf Jahre wie ein kurzer Augenblick vorüberrauschen, wenn sie vom Glücke begünstigt werden.

Füllen aber Noth, Mangel und Qualen, heftige Seelenleiden den letzteren Zeitraum aus, so ist er zwölf Ewigkeiten lang, was so viel sagen will, als eine irdische Unendlichkeit, weil diese etwas anderes als die ewige ist, die wir nicht begreifen können.

Und dennoch giebt es für diese irdischen Unendlichkeiten der Leiden etwas, das der Glückliche meistens entbehrt, welches aber das Schicksal dem Unglücklichen gewährt.

Zwar ist es eben nur ein Nichts; ein chimärenhaftes Etwas bei diesem Nichts, das Zauberkraft ausüben und doch nichts bewirken kann, das martert, ohne wehe zu thun, und tröstet, ohne Trost zu bringen; das aber häufig wie ein schwaches Brett den Schiffbrüchigen vom Sinken und Ertrinken rettet.

Es ist die Hoffnung; dieser schwache Lichtschimmer in dunkler Nacht, der dieselbe nicht erhellt, sondern nur andeutet, daß trotz der Finsterniß auch noch Licht vorhanden ist.

Und auf diesen Lichtschimmer baut der Starke, wie der Schwache, der Böse wie der Gute; der Gottesleugner, wie der Fromme, wenn er bedrängt ist.

Nur wer bereits lebendig todt ist, besitzt nicht mehr die Fähigkeit, zu hoffen, und verzweifelt.

Die Fähigkeit, zu hoffen, wird man fragen!

Freilich, die Fähigkeit; denn es ist eine solche, Hoffnung zu fassen, und so wenig die Hoffnung etwas Reelles zu nennen ist, so sehr wirkt sie dort, wo sie auftaucht.

Der Mensch ohne Hoffnung ist ein schwankendes Rohr, welches der Wind bewegt und der Sturm knickt.

Der Mensch, welcher hofft, trotzt dem Winde und stemmt sich gegen den Sturm.

Er gewinnt Kraft, wenn er sie noch nicht hatte, und was noch mehr, diese Kraft fühlt sich im Kampfe mit den Stürmen des Schicksals.

Was José Paez anbelangt, so hatte er keine Hoffnung mehr, als er seine Eltern sterben gesehen.

Er gewann solche vielleicht wieder, als ihn Donna Maria aus dem Kerker zu entführen versuchte.

Er war ferner in den letzten Sekunden, die er mit seinem Nachbar und angeblichen Vater seiner Mutter im Gespräch zugebracht, ganz Hoffnung und Lebensmuth, weil er ein Ziel vor sich sah.

Das ist die Hauptsache, der größte Vortheil der Hoffnung, daß sie ein gewisses Ziel zeigt.

Freilich ward der Aufschwung der Seele des jungen Indianers auf eine fürchterliche Weise durch die nächsten Vorgänge gedämpft.

Wer indessen seine Gefühle richtig schildern wollte, mußte selbst in seiner Lage gewesen sein, selbst mit dem lebendig leidenschaftlichen Gemüthe eines Indiers empfinden können.

Zugestehen muß aber Jeder, daß diese neue Epoche in seinen Leiden eine gräßliche genannt zu werden verdient.

Aber war nun jener Mann, jener Alte, wirklich sein Großvater?

Es ist schon einmal in diesen Blättern gesagt, daß manche Ereignisse der südamerikanischen Kriege unergründlich sind; daß viele Triebfedern, welche zu denselben führten, nie entdeckt werden können.

Die Hand der Jesuiten reichte weit, ihre Pläne waren tief und ihre Mittel so beschaffen, wie solche von ihnen gewählt werden konnten und durften.

José Paez selbst hat später hierüber keine Meinung abgegeben und er wäre vor allen Dingen dabei interessirt gewesen, die Wahrheit zu ergründen.

Jedoch es giebt auch Gründe, welche die Meinung, jener Alte sei wirklich sein Großvater gewesen, unterstützen.

Denn nach den Gefängnißregistern von Cumana starb um jene Zeit dort wirklich ein alter Mann, der lange, lange Jahre daselbst eingekerkert gewesen.

Dieser Mann war auch ein Spanier und hieß Diego, wie der Nachbar José's sich nannte.

Er war ferner Offizier in der peruanischen Armee gewesen und hatte an der gedachten Revolution Theil genommen.

Alles Umstände, die sehr gut in der erzählten Art von den Jesuiten benutzt werden mochten, ohne daß sie vielleicht wußten, wie nahe die beiden Männer verwandt waren.

Wußten sie es aber, und dies ist sogar wahrscheinlich, weil sie da, wo sie handelten, stets alles wußten, so ist ihre Handlungsweise nur um so viel natürlicher und erklärlicher.

Was endlich den Gefangenwärter betrifft —; ach, die Gesellschaft Jesu hat andere Männer beherrscht und unbedingt beherrscht, als einen armseligen Hüter von Gefängnissen.

Doch lassen wir jene Thatsachen zweifelhaft, wie sie sind, bestehen, um zu Paez zurückzukehren.

José war durch die scheinbare Entdeckung der Verbindung beider Gefangenen vollständig wieder zerschmettert.

Er konnte nicht wissen, was dieselbe herbeigeführt hatte, aber die Aeußerungen des alten Mannes, die von ihm vermuthete unvollständige Verstopfung der Maueröffnung, ließen ihn dieselbe ahnen.

Der alte Mann mußte plötzlich gestorben sein.

Möglich, daß der Tod desselben andern Leuten noch ungelegener kam als José.

Denn während dieser noch mit dem heftigsten Schmerze kämpfte und gleichsam sich abmühete, die Ungewißheit zur Gewißheit zu machen, indem er fürchtete und doch die Furcht abschütteln wollte, öffnete sich wiederum die Thür seiner Zelle.

Herein trat aber der Profeß des Jesuiter-Collegiums, der seit längerer Zeit ihn nicht besucht hatte.

José erschrak.

Es ist dies so natürlich, daß wir es nicht erst zu sagen brauchten, er erschrak sogar so heftig, daß er sich längere Zeit nicht zu fassen wußte.

Der Profeß dagegen warf einen lebhaften Blick auf den jungen Mann, auf die Wand und in der Zelle umher.

Vielleicht wollte er durch denselben ergründen, welchen Eindruck die letzte Zeit auf den jungen Mann hervorgebracht hatte.

Er setzte sich dann zu demselben.

„Ich habe Dich lange nicht gesehen, mein Sohn?" begann er, „wie geht es Dir?"

„Mein Vater — ich — ich — es geht mir —!" stammelte Paez.

„Du bist aufgeregt, mein Sohn!"

„Ich bin es, mein Padre!"

„Was bewegt Dich so heftig; ich fand Dich bei meinem letzten Besuche ruhiger!"

„Ich war es auch, mein Vater!"

„Und nun?"

„Mir ist ein großes Unglück widerfahren!"

„Hast Du neue Anfechtungen von unsichtbaren Wesen zu erleiden?"

„Oh nein, mein Vater; jener Geist —!"

„Nun jener Geist?"

„Ach, es war kein böser; es war überhaupt kein Geist!"

„So hast Du die Ursache entdeckt, welche Dich ängstigte?"

„Ach ja, und sie ängstigt mich jetzt noch!"

„Ich verstehe Dich nicht!"

„Oh, mein Vater, jener Geist war ein Mensch!"

„So!"

„Ein Mensch, der mir theuer war!"

„In wie fern?"

„Oh, heiliger Padre, ich bin sehr unglücklich!"

„Erleichtere Dein Herz, mein Sohn; Du weißt die Satzungen unserer Kirche erlauben Dir, es gegen mich auszuschütten damit ich Dir Trost bringen kann!"

„Ach ja, ich werde es; oh, ich will Euch alles sagen!"

Und José erzählte.

Er erzählte Alles und Jedes, vom Anfange seiner Bekanntschaft mit Diego bis zum Ende derselben, die auf seinen Großvater führte.

„Er erzählte auch von dem Vermächtnisse, von der Verpflichtung, die er eingegangen und von der Weisung, sich an die Padres zu wenden.

Der Profeß hörte aufmerksam zu und fragte dann:

„Und dies ist es, was Dich beunruhigt, mein Sohn?"

„Ach nein, mein Vater, ich befürchte, Diego ist mir entrissen!"

„Sage, mein Sohn, seinen langen schweren Leiden entrissen!"

„Also wirklich, wirklich todt?"

„Danke Gott mit mir, mein Sohn, er war ein frommer Greis, er hat hier auf Erden gebüßt, was er gesündigt, er wird zum Paradiese eingehen!"

José antwortete nicht, sondern bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und weinte heftig.

Der Profeß ließ ihm Zeit, seinem Schmerze nachzuhängen.

Dann fragte er:

„Aber Du wirst sein Andenken ehren, mein Sohn!"

„Oh, mein Vater, wie das meiner ermordeten Eltern; es war mir, als kenne ich ihn schon, seit ich denken kann!"

„Du wirst ihn nicht vergessen?"

„Nimmermehr!"

„Du wirst auch nie vergessen, was er Dir gesagt?"

„Nie, nie!"

„Du wirst thun, was er von Dir verlangt?"

„Oh, mein Vater!"

„Sprich, mein Sohn!"

„Mein Vater, habt Mitleid mit mir!"

„Sage mir, Du hast ja geschworen!"

„Muß ich nicht diesen Schwur halten?"

„Halte ihn, mein Sohn, da Du Dich sonst des Meineides schuldig machen würdest!"

„Ach, wenn ich könnte!"

„Du wirst es eines Tages können!"

„Wie —?"

„Hoffe, daß Du es eines Tages kannst!"

„Und ich werde keine Sünde begehen?"

„Einen Eid halten, ist niemals Sünde!"

„Ah, mein Vater —!"

Der Padre, als wolle er das Weitere der Rede des jungen Mannes verhindern, sagte kurz:

„Ich werde wiederkommen, bemühe Dich bis dahin, Dich selbst zu erforschen, ich werde wiederkommen!"

José war nicht im Stande Etwas hervorzubringen; er war zu sehr ergriffen, um den Priester aufzuhalten und dieser ging, um ihn wiederum seinen Zweifeln zu überlassen!

Aber diese Zweifel waren bereits anderer Natur, als die Verzweiflung, welche so oft vorher und jetzt wiederum in seiner Brust Raum genommen.

Der Priester hatte nicht getadelt, er hatte — erlaubt.

Der Priester hatte von keiner Verdammung gesprochen, wo er es erwartete — ah, der Priester hatte geboten.

Zwar nur geboten, den Eid, den er geschworen, zu halten, aber mit dem Eide gebot er auch das Beschworne.

José war kein Logiker, aber er begriff dies.

Er begriff dies weniger, als er es fühlte; aber wie die Natürlichkeit des Gefühls das Beste ist, so hatte auch José empfunden, und so war er klar, weil er noch unklar war.

Der Profeß erschien am nächsten Tage wieder.

Mit diesem Auftreten aber hört für uns die spezielle Geschichte der Haft des Gefangenen auf, weil sie nie bekannt geworden.

Aber wenn sich aus den Folgen auf Handlungen schließen läßt, so könnte man anführen:

José kam als ein ungebildeter Pferdehirt nach Cumana.

Er verließ Cumana, als ein kenntnißreicher Mensch, dessen Manieren seine rothe Haut Lügen straften.

José kam als ein leidenschaftlicher, von den Umständen und Ereignissen mitgenommener und aufgeregter Jüngling nach Cumana und verließ diesen Ort als ein Mann, auf dessen Stirne Entschlossenheit und Nachdenken thronte.

Sein Kerker wird noch gezeigt.

In seinem Kerker aber befinden sich Bücherschränke und Meßinstrumente.

Freilich befinden sich in den Schränken keine Bücher mehr und die Instrumente, welche sich allerdings noch dort befinden, sind verbraucht.

Aber es giebt in Cumana noch Leute, die da wissen, wodurch sie jenes wurden und die da wissen, woher jene Bücher kamen und wohin sie wieder gingen.

Es giebt Leute, welche wissen, daß tagtäglich ein Padre zu dem trostbedürftigen Gefangenen in die Zelle ging und dort Stundenlang verweilte.

Der Trost aber, den der arme Gefangene empfing, mußte wirksam sein.

Denn nachdem, durch irgend welche Fürsprache ihm erlaubt worden, daß er auf dem schattigen Hofe unter den Kastanien promeniren durfte, promenirte er dort stets nach der Erbauungsstunde.

Aber während seines Spazierganges sah Niemand eine Spur von Verzweiflung auf dem braunen kühnen Gesichte, das stets ein Lächeln überzog.

Es erblickte Niemand in den Furchen der Stirne eine Sorge oder Gram, sondern einfach die Zeichen der Gewohnheit, bei dem Einerlei, welches ihn an seine Zelle, an seine Tröster und an seine Spaziergänge fesselte.

So vergingen erst Tage und Wochen.

Dann Monate und Jahre.

Es wurden endlich der Jahre viele, und noch blieb dieselbe Ge-

stalt, dasselbe Gesicht; derselbe Kerker ließ diese Gestalt heraus und nahm sie wieder auf.

Man verzeichnete in den Jahrbüchern das Jahr Achtzehnhundert.

Man zählte von da ab ein Jahr dazu, zwei, drei, vier und so weiter bis zum Jahre achtzehnhundertelf.

Da erhob sich eines Tages José Paez, an Jahren älter, an Geist jugendlich, am frühen Morgen von seinem Lager.

Wahrscheinlich wollte er nach dem Blicke auf das durch das Fenster eindringende erste Licht der Sonne, welches sein Lächeln auf dem rothen Antlitze noch dunkler färbte, eine gewohnte Beschäftigung vornehmen.

Er ward aber daran verhindert durch ein Geräusch an der Thür, welche sich gleich darauf öffnete.

In derselben erschien ein Mann, in der damaligen Amtstracht der spanischen Räthe.

José hatte sich umgewendet und blickte diesen Mann, den noch mehrere Andere begleiteten, erstaunt an, so wie jener seinerseits ganz verblüfft schien bei dem Anblick der Ausstattung der Zelle.

„Sind wir denn Recht?" fragte er sich halb umwendend.

„Ja, Sennor!" antwortete eine Stimme von hinten, „der Llanero José Paez, ein Indianer!"

„So!"

Der Mann nahm nochmals ein Papier vor die Augen und las halblaut.

„— jedem Neger die Freiheit; jedem verurtheilten Indianer Amnestie in —!"

„Seid Ihr José Paez?" fragte er dann mit scharfer Betonung der Stimme.

„Der bin ich!" entgegnete der Indianer mit einem Anstande, der den Andern wiederum stutzen ließ.

Doch dann fügte er hinzu indem er das Papier sinken ließ:

„Im Namen Sr. Majestät des Königs Ferdinand VII. und seines Stellvertreters in den Colonien, des General-Capitains, General-Lieutenants Monteverde, kündige ich Euch, José Paez, Verzeihung für Eure Vergehen und Eure Freiheit an, ihr seid von jetzt ab Eurer

Haft entlassen, und man erwartet in Euch einen treuen Unterthan Sr. Majestät zu finden!"

José Paez stand zwar stille auf dem Flecke, wo ihn der Beamte gefunden, und blieb auch dort als dieser mit seiner Begleitung die Zelle verließ, ohne daß dieselbe wieder verschlossen wurde.

Aber wenn dieser Mann während seiner zwölfjährigen Haft wirklich etwas ähnliches wie Selbstüberwindung gelernt hatte, so ward dieselbe jetzt wieder zu Schanden.

José glaubte zu träumen.

Er in Freiheit; er entlassen?

Der Gefangene konnte es nicht begreifen; dann jedoch, als er immer noch nicht wußte, ob er zweifeln oder glauben sollte, bewegte er erst seine Arme, dann seine Beine.

Die Kerkerthür war offen, daran konnte er nicht zweifeln.

Da er aber seinen Körper in der Gewalt hatte, so trug er denselben hinaus und Niemand verwehrte es ihm.

Er ging über den Hof und an den Wachen vorüber.

Keine derselben hielt ihn an.

Vor dem Gebäude war eine Menge Volks versammelt, welches laut aufschrie als er erschien.

José ward davon betäubt; er begriff nichts von Allem.

Nur dunkel war es ihm, als kämen noch mehrere aus diesem fürchterlichen Gebäude heraus, welche gleich ihm mit Jubel empfangen wurden.

Dann ergriff Jemand seinen Arm und sagte:

„Kommt!"

José that wie jener sagte.

Wenn aber bereits alles vor seinen Augen verschwamm, als er das Gefängniß verließ, so ward es jetzt dunkel vor denselben.

Er befand sich zuletzt in einer Gesellschaft von Männern, die er zu kennen vermeinte und die er nicht kannte.

Er wollte sie aber mit Gewalt kennen, und als es ihm fast gelang, riefen alle:

„Dort, dort — das Pferd!"

José sah ein Pferd.

„Das Pferd?" fragte er.

„Ja!“ rief man, „dort das Pferd, dort die Steppe, es möchte ihm leid werden!“

José taumelte.

Ein Pferd — oh wie oft hatte er sich ein solches gewünscht.

Aber er war zu verwirrt.

„Wem —?“ fragte er, „wem könnte es leid werden?“

„Ihm — so bald er erfährt!“

José wollte zu dem Pferde rennen, aber nun sah er zwei.

„Hier, hier!“ rief man.

Der Indier glaubte zu träumen.

Aber endlich saß er im Sattel; endlich waren seine Füße in den Bügeln, endlich hielt er die Zügel in der Hand.

Er wußte vielleicht noch nicht was er that.

Aber die Gewohnheit der Jugend trug den Sieg davon.

Er drückte dem Thiere die Ferſen in die Seiten und zog den Zügel an.

Das Roß bäumte sich und schnob.

Ein wirres Geschrei erhob sich, und der Indier sah Waffen blitzen.

Sein Leben und die Erzählungen seines Großvaters entrollten sich vor seiner Seele.

Er ließ das Roß dahin fliegen.

Neben ihm flogen Häuser, Straßen, Menschen, Soldaten vorüber bis zum Thore.

Er ließ dies hinter sich, und hinter ihm her fielen Schüsse.

Aber wie das Roß mit langen Sätzen dahin flog, zog er mit langen Zügen die Luft der Steppe ein.

Je weiter ihn aber das erstere in die Steppe trug, je tiefer athmete er und mit jedem Athemzuge ward er sich seiner mehr bewußt; bis er endlich rief:

„Ich bin frei — frei!“

Ein doppeltes Wonnegefühl durchschauerte ihn.

Zu wissen, daß er frei war, und zu wissen, daß er sich auf dem Rücken eines Pferdes in den Steppen befand.

José ritt bis spät in die Nacht hinein, bis sein Roß stürzte. —

Druck von R. Genſch in Berlin.